



[Forschung](#)



[Studium  
und Lehre](#)



[Unikultur](#)



[Portrait](#)

# attempo!

Forum der Universität Tübingen

11/2001



## Aus dem Inhalt:

### Topthema:

### Berufsbild Professor im Wandel

### Politik und Universität im Streit um Dienstrecht



### News! Nachrichtenrubriken

- [Forschung](#)
- [Studium und Lehre](#)
- [Unikultur](#)

### Außerdem

- [Portrait: Wo der Geist befruchtet und beflügelt wird](#)  
Blaubeuren und die Universität in Gegenwart, Mittelalter und Eiszeit

- [Bildthema: Arbeitsplatz Forschung](#)
- [Unibund: Eduard Spranger-Stiftung gegründet](#)
  - Nachrichten aus der Mitgliederversammlung 2001
  - Neu im Unibund
- [Neue Gesichter](#)

## [Impressum](#)

## attempto 11/2001

### Topthema: Berufsbild Professor im Wandel

#### Politik und Universität im Streit um Dienstrecht



### Die Themen:

- Die Schrempfs) der Wissenschaft auf dem Vormarsch  
Die Politik fördert den wissenschaftlichen global player)
- Farce und Fiasko zugleich  
Die Dienstrechtsreform aus der Sicht des Hochschulverbands
- »Immer noch ein Traumberuf«  
Ein Kritiker: Wenig Verständnis für professorales Selbstmitleid
- Auf allen Hochzeiten tanzen  
Steigende Erwartungen machen Professoren das Leben schwer
- Bloßes Abschaffen bringt nichts  
Ein Stimmungsbild aus dem akademischen Mittelbau
- Für das amerikanische System entschieden  
Warum eine Nachwuchswissenschaftlerin in den USA forscht
- Schuld sind nicht allein die Lehmuffel  
Ein Plädoyer für Hochschuldidaktik
- Der ungeteilte Professor  
Zwei Wissenschaftler und ihre gescheiterte Teilzeit-Offensive
- Wie attraktiv ist es, Professor zu sein?  
Tübinger Hochschullehrer nehmen Stellung
- Zwischen »Maulwurf« und »durchgeknallt«  
Wie sich Bürger und Studierende einen Professor vorstellen
- Schritt für Schritt zum Emeritus  
Kleine Einführung in die universitären Abkürzungen
- Herr Minister, bitte komplettieren Sie!  
Sentenzen) des Wissenschaftsministers Peter Frankenberg

## Die Schrempps) der Wissenschaft auf dem Vormarsch



Jutta Roitsch hat in Freiburg und Berlin Politologie studiert und ist seit 1968 bei der Frankfurter Rundschau, zuletzt als Ressortleiterin Dokumentation und Bildungspolitik. Zum 1. Oktober ging sie in den Ruhestand.

Von Jutta Roitsch

**Die Politik fördert derzeit vor allem einen Typ von Professor: den global player und Wissenschaftsmanager. Kapitulierte die schweigende Mehrheit der akademischen Kollegen vor diesem Trend? Die Hochschullehrer sind aufgefordert, ihre Position neu zu bestimmen.**



Bei den Kindern ist die Welt noch in Ordnung: Der Professor ist der weise Forscher. In dem Hörspiel *Die Jagd nach dem Pharaonenschatz* strahlt der Professor Ruhe und Verlässlichkeit aus. Er ist klüger als die Verbrecher und schlägt sie mit seinen Waffen): der Wissenschaft.

In der Wirklichkeit ist von diesem Kinderbild wenig übrig geblieben, obwohl es sich auch bei den Erwachsenen nachhaltig festgesetzt hat. Der Professor genießt in Deutschland immer noch ein hohes Ansehen. Er gilt immer noch als eine wissenschaftliche Instanz zwischen Wirtschaft und Politik. Sein Urteil hat Gewicht, wenn es auch zunehmend durch Talkshows austauschbar und damit beliebig wird. Jeder Sender, jede Talk-Meisterin holt sich den Professor oder noch besser für die Optik die Professorin in die Sendung, die gerade noch gebraucht werden, um die Runde bunter, sprich peppiger zu machen.

In der politischen Realität sind Wissenschaftsminister und Bildungsministerinnen von Stuttgart über Düsseldorf, Hannover bis Berlin zur Zeit mit aller Kraft damit beschäftigt, einen neuen deutschen Professor zu gestalten. Er hat mit den bisherigen Bildern nichts mehr zu tun. Ein Archäologe, der sich in Schriftrollen vertieft und das Geheimnis der Geschichte löst: Einem Minister Thomas Oppermann oder einem Ministerpräsidenten Wolfgang Clement sind diese Gelehrten ein Graus.

## Autoritäre Managermodelle

Von der praktischen Forschungsförderung bis zur so genannten Dienstrechtsreform fördert die derzeitige Politik einen einzigen Typ von Professor: den des hemdsärmelig-bulligen oder elegant-weltläufigen, aber durchsetzungsfähigen Typ des Wissenschaftsmanagers. Die Jürgen Schrempps) der Wissenschaft, die weltweite vernetzte) Imperien aufbauen, Institute gründen oder auch Firmen, um alle Bedingungen für die deutsche, aber inzwischen vor allem europäische Forschungsförderung zu erfüllen und um Gesetzeslücken erfolgreich zu nützen das sind die leuchtenden Vorbilder der gegenwärtigen Hochschulpolitik. Die eloquenten, jedes moderne Marketing beherrschenden Hirnforscher,

Mediziner, Informatiker, Ingenieure mit zeitgeistorientierter

Moral lösen die Bewunderung der Politiker aus, an ihnen orientieren sie nicht nur die Geldvergabe, sondern auch die Hochschulgesetze mit autoritären Managermodellen, der Abschaffung jeder Transparenz und öffentlicher gesellschaftlicher Verantwortung.

Spätestens an diesem Punkt wird die Bewunderung für diese akademischen *global players* zum Problem. Sie und nicht der Professor aus dem Hörspiel werden zu Schlüsselfiguren der zukünftigen deutschen Universität, je mehr sich der Staat aus der Gestaltung zurückzieht, sogar die Parlamente ihr Haushaltsmonopol zugunsten von Globalhaushalten an die Universitäten abtreten. Und mit der Dienstrechtsreform schiebt die Politik den Fachbereichen oder Fakultäten zu, die Leistungen der jeweiligen Kollegen und Kolleginnen zu beurteilen und danach Prämien zu verteilen, ruhegehaltstauglich versteht sich.

Klarer konnte die Politik in Deutschland nicht vorführen, dass die Gemeinschaft der Lehrenden an den Universitäten längst zerstört ist. Diese Gemeinschaft hält allenfalls noch der Beamtenstatus zusammen (und soll sie weiterhin zusammenhalten). Die Freiheit von Forschung und Lehre, die der Staat den Professoren im Grundgesetz garantiert hat, hegte und pflegte lange die Illusion eines besonderen Berufs unter Gleichen. Spätestens dann, wenn die Professoren untereinander auszuhandeln beginnen, wie viele Leistungspunkte eine Berufung in den nationalen Ethikrat beim Bundeskanzler, eine Habilitation, ein Aufsatz in einer Fachzeitschrift oder gar im *Spiegel* wert ist, wird sich die Gleichheit aller Lehrenden in Luft auflösen. Da wird ein Gefeilsche und Gezerre losgehen, gegen das jenes Gefeilsche und Gezerre lang, lang ist's her bei rechten und linken Berufungslisten harmlos war.

Die Fakultätentage oder der Hochschulverband als Lobbygruppe der Professoren, die für den Status quo und die Habilitation kämpfen, ahnen, was in der Praxis auf sie zu kommt. Nur legen sie die Ursachen nicht offen. Auch eine klare Politikfolgenabschätzung unterbleibt. So geht die Jagd nicht nach dem Pharaonenschatz, sondern nach dem professoralen *global player* weiter.

Ein Element dieser Jagd ist ferner das ziemlich ungebremste Imitations- oder Anpassungsverhalten: Nur diejenige Institution wähnt sich im internationalen Wettlauf an der Spitze, die möglichst schnell ihre Hochschulabschlüsse austauscht und sich mit *Bachelor* und *Master* sowie Studiengängen in Englisch anpasst. Dieser Neigung, um irgendeines unbestimmten Vorteils willen die eigenen Standards, Traditionen und Geschichte über Bord zu werfen, folgt kein vergleichbares Land in Europa. Hängt auch dies mit dem gebrochenen Selbstbewusstsein der Deutschen zusammen?

Das Bild, das alle diese Mosaiksteine ergeben, hat klare Konturen. Das Tempo, mit dem nicht unmaßgebliche Teile der Politik die Universität und den Beruf des Professors zu verändern trachten, ist atemberaubend. Nicht von ungefähr, denn jetzt steht der Generationswechsel an. Was in den nächsten fünf Jahren nicht gelingt, gelingt dann für die nächsten zwanzig Jahre nicht mehr, wenn die Lehrstühle wieder besetzt sind. Die Minderheit der flotten *global players* hat das längst erkannt und nutzt die Trägheit ihrer Kollegen und der Studenten für ihre Interessen.

### **Kämpft jeder gegen jeden?**

Die früher viel beschworene Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden gibt es zwar schon lange nicht mehr. Aber die Folgen der gegenwärtigen Hochschul- und Wissenschaftspolitik wird sie voll tragen, ausbaden müssen. Das heißt: Die bisher schweigende Mehrheit der Professoren müsste sich endlich einmischen und ihr Selbstverständnis klären: Was macht ihren Beruf aus? Wie verschieden, rechts, links, zeitgeistig oder widerständig dürfen, ja müssen Hochschullehrer sein, um junge Menschen zu wissenschaftlicher Neugier und zum eigenständigen Denken anzuspornen? Die Professoren selbst müssen das klären, nicht der Hochschulverband oder ein Wissenschaftsminister. Sie müssen auch ihre Firma und ihren Arbeitsplatz neu entdecken. Welche Idee hält die Universität zusammen? Und ist sie verbindlich für die Lehrenden wie die Lernenden? Oder kämpft jeder gegen jeden, um im globalen Wettbewerb um den Wissenschaftsstandort oder auch nur auf der kleinen Punkteliste für die Leistungsprämien im Fachbereich die Nase vorn zu haben?

Und die Studenten, diese unbekannte Größe? An ihnen scheint alles abzuprallen, der schleichende Umbau der Hochschulen und des Professorenberufs vor allem. Die Stätte der akademischen Lehre, in der sie immerhin einen Lebensabschnitt von in der Regel fünf bis sechs Jahren verbringen, ist für viele Studierende eine unwirtliche Institution, die man nutzt und benutzt, für die man sich nicht sonderlich engagiert. Auf diese Gleichgültigkeit setzt auch die Politik. Zu Recht?

## Farce und Fiasko zugleich

Von Hartmut Schiedermaier



Professor Dr. Hartmut Schiedermaier ist seit 1980 Präsident des Deutschen Hochschulverbandes in Bonn. Er ist Professor für öffentliches Recht, Völkerrecht und Rechtsphilosophie an der Universität zu Köln.

**Die geplante Hochschullehrer-Dienstrechtsreform kann nach Auffassung des Deutschen Hochschulverbands die Probleme im deutschen Wissenschaftsbetrieb nicht lösen. Stattdessen sollten vor allem die leistungs- und wettbewerbsfördernden Elemente des Berufungssystems ausgebaut werden.**



Der Deutsche Hochschulverband begrüßt nachdrücklich jede Initiative, die den Arbeitsplatz Universität besonders für herausragende Nachwuchswissenschaftler attraktiv zu gestalten versucht. Um eine solche Initiative soll es sich bei der von Bildungsministerin Bulmahn angestrebten Reform des Hochschullehrerdienstrechts handeln, wenn man ihren eigenen Worten Glauben schenken will: Mit dem neuen Dienstrecht, so die Ministerin in einer Pressemitteilung vom 30. Mai 2001, geben wir der »Hochschullandschaft einen deutlichen Modernisierungsschub«.

### Keine Bestandsgarantie

Wie sieht der in Aussicht gestellte »Modernisierungsschub« aus? Bei der geplanten Reform sind zunächst zwei Teile zu unterscheiden: ein erster, der die Besoldung der Hochschullehrer neu regelt, sowie ein zweiter, der die Neugestaltung des Qualifizierungsweges für den Beruf des Professors vorsieht. Etwas vereinfacht stellt sich das neue Besoldungsmodell wie folgt dar: In Zukunft soll es für Professoren zwei Besoldungsstufen geben, W 2 mit einem (Mindest-)Grundgehalt von 7000 Mark und W 3 mit 8500 Mark. Hinzu kommen sollen variable Gehaltsbestandteile wie Leistungs- oder Funktionszulagen. Da die neue Besoldungsstruktur unter dem strikten Gebot der Kostenneutralität steht, müssen die variablen Gehaltsbestandteile zwangsläufig dadurch finanziert werden, dass die bisherigen Altersstufen wegfallen und weniger leistungsstarke Professoren über das gesetzlich garantierte Grundgehalt nicht hinauskommen.

Wenn es wirkliche, valide Kriterien für die wissenschaftliche Leistung gäbe, wäre das vielleicht noch hinnehmbar. Aber auch die für durchschnittlich oder überdurchschnittlich leistungsstarke Professoren in Aussicht gestellten Zulagen haben keine Bestandsgarantie, sondern können unter geänderten Voraussetzungen jederzeit wegfallen. Das gesetzlich garantierte Mindestgehalt wird daher das einzige sein, womit ein künftiger Professor im Blick auf seine Besoldung sicher rechnen kann.

Den zweiten Teil der Dienstrechtsreform bildet das geplante Modell des Juniorprofessors, das Ministerin Bulmahn als Ei des Kolumbus zur Gewinnung exzellenten wissenschaftlichen Nachwuchses präsentiert. Die Juniorprofessur soll jungen Wissenschaftlern im Anschluss an die Promotion ein selbständiges, angeblich unabhängigeres Forschen und Lehren ermöglichen und auf dem beruflichen Weg zum Professor die Habilitation ersetzen. Dieses Modell, obschon als großartige Neuerung angepriesen, ist in den Universitäten sattsam bekannt: Es ist im Grunde nichts anderes als der Versuch, ein in der Vergangenheit bereits gescheitertes Modell (Assistenzprofessor) wiederzubeleben.

Der Juniorprofessor mag im Einzelfall sinnvoll sein; verschiedene Fächer erfordern verschiedene Qualifikationswege. Ministerin Bulmahns Einheitslösung kann aber das Erfolgsmodell des wissenschaftlichen Assistenten nicht ersetzen: Nach Untersuchungen des Statistischen Bundesamtes hat sich der wissenschaftliche Assistent in der Praxis als der schnellste Weg zum Beruf des Professors erwiesen. Die von Ministerin Bulmahn erklärte Absicht, das Modell des Juniorprofessors an Stelle des wissenschaftlichen Assistenten einzuführen, hat daher zu Recht bereits heftigen Widerspruch nicht nur in den Bundesländern, sondern auch in den Fakultätentagen und Universitäten hervorgerufen.

### Die Besten wandern ab

Der Juniorprofessor wird, im Gegensatz zum wissenschaftlichen Assistenten, nicht in die gemeinschaftliche Arbeit der Forschungsteams in den Universitäten eingebunden sein. Niemand wird für ihn verantwortlich sein. Er wird aus dem gleichen Grund wie der damalige freischwebende Assistenzprofessor scheitern. Darüber hinaus ist die Ausstattung und die Finanzierung der zukünftigen Juniorprofessoren ungesichert. Die angekündigte Anschubfinanzierung durch den Bund ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Die in

Aussicht gestellte Bezahlung des Juniorprofessors) von 6000 Mark entspricht dem Lohn eines Facharbeiters. Auf dem freien Markt im In- und Ausland, aber auch an den Hochschulen im Ausland bestehen erheblich bessere Karriereaussichten für junge Spitzenkräfte. Das Angebot des Juniorprofessors) ist daher nicht geeignet, die besten Köpfe für die Universität zu gewinnen. Genau das Gegenteil wird eintreten: Sie werden abwandern und damit der deutschen Universität verloren gehen.

Fazit: Bulmahns Modernisierungs-pläne sind Farce und Fiasko zugleich. Denn die Reform der Professorenbesoldung ist kostenneutral schon lange nicht mehr zu bekommen. Im Gesetzgebungsverfahren geht es nur noch um das Ausmaß der Einschnitte in die Besoldung und die Versorgung. Der Weg des wissenschaftlichen Nachwuchses zur ersten Professur wird unberechenbarer werden. Die geplante Abschaffung von Assistentur und Habilitation führt zwangsläufig zu einer Verringerung der Vielfalt von Qualifizierungsmöglichkeiten und zum Monopol des Qualifizierungsweges über die Juniorprofessur.

Der Deutsche Hochschulverband hat den Plänen des Bundesbildungsministeriums zahlreiche eigene Vorschläge entgegengesetzt, die aber bei der Politik auf taube Ohren gestoßen sind. Kern unserer Vorschläge ist die Stärkung und der Ausbau der leistungs- und wettbewerbsfördernden Elemente des Berufungssystems, das sich international wie kein anderes System für die Messung individueller wissenschaftlicher Leistung und für die Förderung des wissenschaftlichen Wettbewerbs bewährt hat. Gleichzeitig fordert der Hochschulverband die Beseitigung wettbewerbsfeindlicher Elemente wie Altersgrenzen bei der Berufung, Berufungssperren oder Obergrenzen von Berufungsgewinnen.

### Hörergeld einführen

Um Anreize zur Verbesserung der akademischen Lehre einzuführen, haben wir die Einführung eines intelligenten, fächer- und veranstaltungsspezifischen Hörergeldsystems vorgeschlagen, das den studentischen Zuspruch zu Lehrveranstaltungen angemessen honorieren soll. Als immaterielle Anreize hat der Deutsche Hochschulverband etwa die Gewährung zusätzlicher Forschungsfreiemester oder die zeitweilige Absenkung des Lehrdeputats als Honorierung besonderer Leistungen vorgeschlagen. Entscheidend ist: Wir wollen die Honorierung der in einem echten Wettbewerb erbrachten wissenschaftlichen Leistung und keine Zuweisungen nach Gutsherrenart durch die Universitätsleitungen.

Im Blick auf den wissenschaftlichen Nachwuchs ist es das Ziel der Vorschläge des Hochschulverbandes, das viel zu hohe Alter von Wissenschaftlern bei ihrer Erstberufung auf eine Universitätsprofessur von derzeit durchschnittlich 41 Jahren auf das 35. Lebensjahr zu senken. Gleichzeitig sollen sie gewährleisten, dass die wissenschaftliche Qualifikation der zukünftigen Professoren auf Dauer gesichert bleibt und der wissenschaftliche Nachwuchs attraktive Rahmenbedingungen für den Arbeitsplatz Universität vorfindet. Dafür ist eine Neugestaltung des Qualifikationsamtes des wissenschaftlichen Assistenten (C1) notwendig. Es muss eine Einstellungsaltersgrenze von 29 Jahren (mit Ausnahmemöglichkeiten zum Beispiel aus Gründen der Familienförderung) sowie eine systemgerechte Besetzung dieser Stellen ausschließlich mit dem Hochschullehrernachwuchs eingeführt werden.

Promotions- und Habilitationsverfahren müssen in Zukunft zügiger durchgeführt werden. Auch Überlegungen über eine Umfangbegrenzung von Promotions- und Habilitationsarbeiten sind sinnvoll. Weitere Vorschläge sind eine verstärkte Eliteförderung des wissenschaftlichen Nachwuchses sowie die Einführung von vorgezogenen Berufungen: Mit Vollendung des 62. Lebensjahres könnten Hochschullehrer auf eigenen Antrag von ihren amtlichen Pflichten entbunden werden, um sich zum Beispiel ausschließlich der Forschung zu widmen. Auf diese Weise stünden dem Nachwuchs schon vor Erreichen der Altersgrenze des Amtsvorgängers attraktive Hochschullehrer-Stellen zur Verfügung.

## »Immer noch ein Traumberuf«

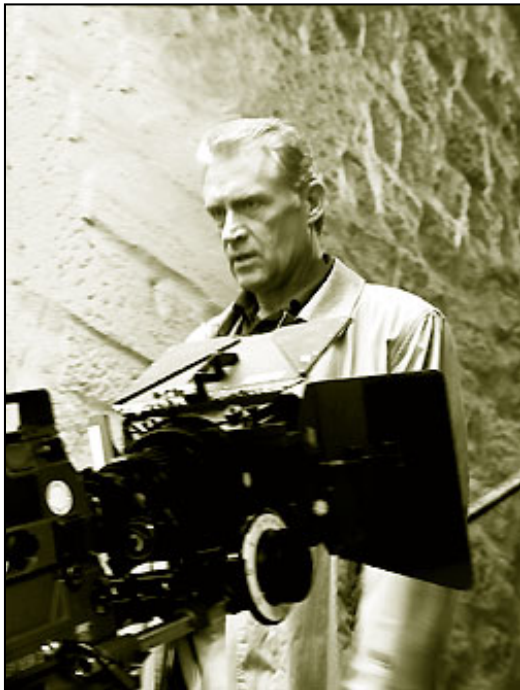


Joachim Dyck ist emeritierter Lehrstuhlinhaber für Literaturtheorie an der Universität Oldenburg und Direktor der Arbeitsstelle Rhetorik.

Von Joachim Dyck

Foto: Bühler

**Das Schreckbild vom deutschen Professor und der deutschen Professorin, die sich von Studentenmassen bedroht und von administrativen Zwängen eingeschränkt sehen, ist Teil einer politischen Werbestrategie. Das selbstmitleidige Gestöhne hat nichts mit der alltäglichen Realität dieses Berufs zu tun.**



»Immer noch ein Traumberuf.« Das ist die einzige Antwort, die mir auf die Frage, ob das Leben als Universitätsprofessor heute noch attraktiv ist, einfällt. Selbstverständlich gibt es Pflichten. Der deutsche Professor muss acht Stunden in der Woche unterrichten. Allerdings nur während des Semesters. Und je älter er wird, desto häufiger fällt sein Unterricht ganz natürlich der Routine anheim. Zudem ist das Feld seines Lehrangebots von vornherein eingeschränkt. Da er sich vor seiner Berufung wissenschaftlich auf einem umgrenzten Gebiet ausgewiesen hat, liegt es nahe, in diesen Grenzen auch den Unterrichtsschwerpunkt anzusiedeln.

Niemand könnte gegen eine solche Praxis, selbst wenn sie nicht der Normalfall ist, Einspruch erheben. Denn der deutsche Universitätsprofessor ist etwa im Gegensatz zu seinen US-amerikanischen Kollegen völlig und ausschließlich frei. Jeder Zwang ist ihm fremd, kein Studienplan fesselt ihn. Seine Lehrverpflichtung braucht im wesentlichen nur an seinen persönlichen Vorlieben ausgerichtet zu sein. Er leistet, um den schönen marxistischen Begriff zu benutzen, ausschließlich unentfremdete Arbeit.

### Keine Leistungskontrolle

Diese Freiheit, ein für eine spätkapitalistische Gesellschaft überholtes Privileg, hat allerdings auch einen ungewöhnlichen Preis: Kein anderes Amt verlangt idealerweise ein derartig hohes Maß an Selbstdisziplin, Verantwortungsbewusstsein und verinnerlichtem Leistungswillen. Und gerade da liegt der Haken. Jeder von uns kennt in seiner unmittelbaren Umgebung genügend Fälle, deren wissenschaftliches Erkenntnisinteresse mit der Verbeamtung erlosch. Die nach einer Berufung einsetzenden Klagen über den/die ProfessorIn, der/die »nichts macht« oder »immer das gleiche macht« oder »nie da ist«, weil er/sie in Tübingen lehrt, aber am Bodensee wohnt, kommen zu spät: Dekane, Universitätspräsidenten und Ministerien haben keine Möglichkeit der Korrektur. Im Gegensatz zu den USA: Bei mangelnder wissenschaftlicher Leistung gibt es weniger Geld.



Die deutsche Professorin und der deutsche Professor sind keiner Leistungskontrolle und keiner Präsenzpflcht unterworfen. Sie können ihr akademisches Leben auf zwei Tage pro Woche während sieben Monaten des Jahres beschränken. Rechnet man die Korrekturen der Seminararbeiten und Prüfungen ein, können es zu Beginn oder Ende des Semesters gelegentlich auch drei Tage werden. Am Dienstag halten sie von 8 bis 10 Uhr ein Seminar ab und empfangen anschließend von 10 bis 11 Uhr die Studenten in der Sprechstunde. Dann sichten sie die Post, diktieren einen weiteren Drittmittelantrag und gehen mit Kolleginnen zum Essen in die Mensa. Das zweite Seminar findet von 14 bis 16 Uhr statt, anschließend eine Sitzung des Promotionsausschusses. Um 18 Uhr ist man mit dem Tagewerk fertig und überfliegt das Programm des folgenden Tages.

Am Mittwoch das Gleiche. Morgens eine zweistündige Vorlesung, nachmittags ein Seminar. Im Anschluss findet während des Semesters alle vier Wochen eine Sitzung des Fachbereichsrats statt, also etwas Selbstverwaltung). Die weitere Verwaltungsarbeit überlässt man klugerweise denjenigen, die sich danach drängen und Dekan werden möchten. Die restlichen fünf Tage der Woche vergehen nach Gutdünken. Hat man keine eigene wissenschaftliche Veröffentlichung unter der Feder und liest auch die Arbeiten der Fachkolleginnen ungern, dann kann diese Abstinenz nicht gerügt werden: Niemand hat bei seiner Berufung versprochen, wissenschaftlich aktiv zu bleiben.

Der Universitätsprofessor arbeitet im übrigen nicht für ein Unternehmen), er arbeitet ausschließlich für sich selbst. Aber nicht allein dieser unbehinderte Zugang zu den eigenen geistigen Interessen macht den Beruf zum Traumberuf. Auch die Arbeitsbedingungen sind nicht zu schlagen. In der Regel sitzt er zu Hause Schreibtisch am Fenster mit unverstelltem Blick auf die Schwäbische Alb oder den schattigen Garten ganz wie es dem Naturell entspricht. Oder er kann in einer angenehmen, mit dienstbeflissenem Personal ausgestatteten Universitätsbibliothek still und entspannt seine Arbeit genießen.

Man darf nicht vergessen, dass ich hier nicht die Situation des Freiberuflers schildere, der von Konjunktur und Auftragslage seiner Branche extrem abhängig ist. Oder des Angestellten in den höheren Etagen, der von Konkurrenz und Leistungsabfall bedroht, in ständigem Stress leben muss. Ich beschreibe die Tätigkeit eines Beamten auf Lebenszeit, der bar jeder Existenzsorge leben kann. Ein 13. Monatsgehalt ist selbstverständlich, von den Aufwendungen für seine Krankenversorgung und die seiner Familie übernimmt der Staat die Hälfte. Und selbst die Banken zeigen sich beeindruckt von soviel Sicherheit: Sie gewähren beim Hauskauf billigere Hypotheken.

Zwar ist das Gehalt nicht so hoch wie das der freiberuflichen Ärzte oder der höheren Angestellten in Wirtschaft und Industrie. Aber diese Einkommen müssen auch 50 Prozent für die notwendigen Versicherungen und eine angemessene Altersvorsorge abgeben. Zwar wird im Zuge der Anpassung an die heutigen Kapitalbedürfnisse auch der Professor eine Minderung der Standesprivilegien und der Renten gewärtigen müssen: Aber noch ist es nicht so weit. Schlimm wird es nur für die so genannten Juniorprofessoren: Sie werden, ohne Habilitation, zum Spielball von Beutegruppen und Seilschaften und wissen, wenn sie nach sechs Jahren Arbeit missgünstigen Urteilen innerhalb ihres Fachbereichs ausgesetzt sind, nicht wohin.

Vor allem bietet der Schirm der Verbeamtung die schönsten Möglichkeiten für lukrative Nebenbeschäftigungen, die nichts oder nur vermittelt mit der universitären Aufgabe zu tun haben und das Taschengeld aufbessern. Und eben diese Nebentätigkeiten sind es, die das Gejammer über die so genannte Überlastung auslösen. Funk und Fernsehen brauchen laufend Texte. Im Event- und Kulturmarkt bietet sich ein breites Feld für den Geisteswissenschaftler. Und Zeit für Nebeneinkünfte steht genug zur Verfügung. Kollegen in den Naturwissenschaften gründen deswegen private GmbHs und verdienen an Laboren und technischen Einrichtungen.

### **Beiharter Widerstand**

Fünf Monate im Jahr ist der Gelehrte ohne Semesterverpflichtung. Die Universitätsgebäude haben sich geleert, die Studenten sind auf Reisen, der Betrieb ruht wie übrigens schon in den Weihnachts-, den Oster- und den Pfingstferien. Auf Antrag bekommt der Hochschullehrer zudem alle sieben oder acht Semester ein Freisemester mit vollem Gehalt. Was aber, wenn er trotz dieser opulenten Zeit kein größeres Werk auf die Beine bringt und sich mit dem Argument aus der Affäre zieht, er konzentriere sich auf die Lehre) und müsse fünf Monate lang Seminar- und Magisterarbeiten korrigieren? Dann schadet es auch nichts, denn die deutsche Universität nimmt es als Institution mit der Leistung ihrer Lehrkräfte nicht allzu genau. Unproduktives Verhalten, das in den USA sanktioniert würde, führt in Deutschland allenfalls zu einem Schulterzucken. Oder zu Evaluationen, die dann folgenlos bleiben.

Kein Wunder, dass die Ministerialbürokratie, die nach Mitteln und Wegen sucht, um die Privilegien einzuschränken, auf beiharten Widerstand stößt. So ging im Frühjahr ein Aufschrei des Entsetzens durch die Presse, als Pläne ruchbar wurden, in Zukunft einen Teil

der Professorengelälter nach Leistung zu bezahlen. 3759 Professorinnen und Professoren unterschrieben einen Aufruf in der *FAZ* und beschworen die Katastrophe. Mehr als 650 Professoren, die als Deutsche im Ausland arbeiten, setzten ihre Meinung dagegen. (Wer an der Debatte interessiert ist, kann sich über folgende Adresse informieren: [www.geocities.com/Hochschulreform](http://www.geocities.com/Hochschulreform))

Aber malen wir das Bild nicht zu rosig. Gerade in den Geisteswissenschaften hat eine Generation von Forschern, die jetzt abtritt, ungeachtet jeder Personalausstattung, die dicken, die gelehrten Bücher geschrieben, die den allgemeinen Verfall vielleicht noch etwas überdauern werden. Der deutsche Universitätsprofessor, ein Traumberuf? Unbedingt, denn wer ihn mit wissenschaftlichem Ehrgeiz erfüllt, wer an der Wahrheitsfrage festhält und wer seinen Studenten Erkenntnisgewinn vermitteln möchte, dem wird diese Aufgabe ein Leben lang die größte Befriedigung verschaffen.

## Auf allen Hochzeiten tanzen



Uwe Schimank ist seit 1996 Professor für Soziologie an der FernUniversität Hagen. Vorher war er am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln tätig. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Theorien der modernen Gesellschaft, soziologische Zeitdiagnosen und Organisations- und

Entscheidungstheorien.

Von Uwe Schimank

**Die Anforderungen an die Professorenrolle nehmen aus Sicht eines Soziologen ständig zu. Zahlreiche Bezugsgruppen stellen Ansprüche. Der deutsche Professor ist strukturell überfordert und chronisch verunsichert. Kann sich die Wissensgesellschaft leisten, so mit ihrem Kapital umzuspringen?**

Seit geraumer Zeit schon bewegt sich unsere Gesellschaft in die Richtung einer Wissensgesellschaft, in der Expertenwissen zum zentralen Produktionsfaktor wird. Forschung und Bildung werden damit Schlüsselgrößen gesellschaftlicher Dynamik. Das hat zu tiefgreifenden Wandlungen der Professorenrolle geführt.

Bis gegen Mitte der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts war das Professorendasein vergleichsweise einfach. Man hatte es hauptsächlich mit zwei Bezugsgruppen der eigenen Arbeit zu tun, deren Erwartungen relativ eindeutig und gut miteinander in Einklang zu bringen waren.

Primär fühlten sich die meisten Professoren ihren Fachkollegen rechenschaftspflichtig. Deren Anerkennung wurde durch solche Forschungsleistungen erworben, die innerwissenschaftlichen Gütekriterien genügten.

### Übergang zur Massenuniversität

Sekundär ging es darum, im Vergleich zu heute ziemlich wenige Studierende auszubilden. Ihnen gegenüber bestand keinerlei Bringschuld, etwa hinsichtlich der Berufsrelevanz oder didaktischen Aufbereitung des vermittelten Wissens, sondern sie mussten selbst sehen, wie sie durchs Studium kamen und was sie davon für ihre spätere Berufslaufbahn mitnehmen konnten.

Ende der 60er Jahre vollzog sich dann ein tiefgreifender Wandel, der sich zunächst quantitativ als Übergang zur Massenuniversität bemerkbar machte. Allmählich trat aber ins Bewusstsein, dass damit ein qualitativer Umbruch verbunden war. Eine Reihe neuer Anforderungen wird seitdem an Forschung und Lehre gestellt. Die Forschung soll neben innerwissenschaftlichen Gütekriterien auch Maßstäben außerwissenschaftlicher Nützlichkeit genügen und sich dabei den Bedürfnissen unterschiedlichster Praxisfelder öffnen. Die Lehre muss nicht nur immer größere Studierendenzahlen verkraften, sondern soll weiterhin und trotzdem! qualitativ besser werden und sich in ihren Inhalten viel stärker am Bedarf der Berufspraxis ausrichten. Dazu gehört auch, dass neben der grundständigen Lehre zukünftig immer mehr Angebote wissenschaftlicher Weiterbildung ausgebaut werden.

Hinter dieser Auffächerung der Anforderungen, denen sich die Professoren mittlerweile ausgesetzt sehen, stehen diverse neue oder entschiedener als früher auftretende Bezugsgruppen. Die für die Hochschulen zuständigen Ministerien sagen sehr viel bestimmter als früher, wenn auch nicht unbedingt klar, was sie erwarten – inzwischen unterstützt durch diverse Beratungs- und Evaluationsinstanzen.

Auch Rektoren und Dekane werden in ein neues Selbstverständnis als Manager ihrer Hochschulen beziehungsweise Fachbereiche gedrängt und sollen ihre Professoren nun zunehmend als Weisungsempfänger behandeln. Viele Professoren sind weiterhin immer abhängiger von Förderinstitutionen wie der DFG oder Stiftungen und von Auftraggebern für Forschungsleistungen geworden. Schließlich interessiert sich die Öffentlichkeit, zumeist vertreten durch die Massenmedien, immer mehr und immer kritischer für die Arbeit der Professoren – seien es ihre Leistungen in der Lehre, seien es, etwa in der Biologie, die Themen und Methoden ihrer Forschung.

Auch ohne diese Auflistung neuer Anforderungen und Bezugsgruppen zu vervollständigen und im Detail zu erläutern, wird deutlich: Niemand nicht einmal der fachlich genialste und sozial kompetenteste Professor – könnte allem genügen und es allen recht machen. Auch wenn man in Sonntagsreden stets die »Einheit von Forschung und Lehre« beschwor, wussten Eingeweihte doch immer schon, dass gute Forscher nur selten auch gute Lehrende sind, und umgekehrt.

Zu diesem traditionellen Zwiespalt der Professorenrolle sind nun viele weitere hinzugetreten. Der geschickte Drittmittelakquisiteur muss und darf vielleicht überhaupt nicht die originellsten Forschungsideen haben; der begnadete Didaktiker vermittelt nicht den neuesten Stand des Wissens; der Grundlagenforscher will und kann sich nicht um Anwendungsbezüge seiner Erkenntnisse kümmern; wer sein Fach gut in den

Medien zu präsentieren weiß und in jeder Talkshow glänzt, hat womöglich weder in seiner Forschung noch in seiner Lehre viel zu sagen und so fort. Die Anforderungen gehen zu sehr auseinander und konkurrieren zu stark um knappe Arbeitszeit, als dass ein Professor auch nur der Mehrzahl von ihnen zumindest halbwegs genügen könnte.

Das alles wäre kein Problem, wenn individuelle Profilierung im Sinne einer Spezialisierung auf bestimmte der genannten Anforderungen zulässig und möglich wäre. Doch genau dem sind in den deutschen Hochschulen enge Grenzen gesteckt. Einem Professor wird zugemutet, gleichermaßen elegant auf allen Hochzeiten tanzen zu können; jedenfalls muss er damit rechnen, dass jederzeit willkürlich irgendeine der Anforderungen herangezogen wird, um ihn zu beurteilen und vielleicht sogar gezielt schlecht aussehen zu lassen. Und individuelle Defizite oder schlichtes Desinteresse hinsichtlich einer bestimmten Anforderung können dann nicht dadurch entschuldigt werden, dass man auf überdurchschnittliche Leistungen in anderen Hinsichten verweist.

### **Kampf ums eigene *standing***

Der einzelne Professor ist daher strukturell überfordert und dadurch chronisch verunsichert im Hinblick darauf, wie eigentlich sein berufliches *standing* ist. Wer sich zum Beispiel der Zufriedenheit der Studierenden mit seiner Lehre gewiss ist, kann darum noch lange nicht beruhigt seiner Arbeit nachgehen, weil ihm an jeder Ecke andere Bezugsgruppen auflauern können. Ein Professor ist viel verwundbarer als früher. Spätestens die Einführung einer angeblich leistungsgerechteren Besoldung wird dies offenbar werden lassen.

Jede Bezugsgruppe findet also ohne große Mühe genügend Beispiele für Professoren, die ihren jeweiligen Erwartungen nicht genügen. Kein Wunder, dass die Professorenschelte so um sich greift! Und natürlich wird dabei stets hemmungslos von den einzelnen vorgeführten Mängelbeispielen auf die Gesamtheit der Professorenschaft geschlossen. Ein Professor, der seinen Lehrverpflichtungen nicht nachkommt: Alle Professoren sind faul. Und wer gegen solche haltlosen Verallgemeinerungen protestiert und auf verlässlicheren Daten beharrt, bekommt vorgehalten, doch bloß überkommene Privilegien verteidigen zu wollen.

Der frühere vielleicht übersteigerte Nimbus der Professoren ist dahin. Der unermüdliche, entrückte Gelehrte ist gründlich entzaubert worden. Die große Gefahr dabei ist, dass das nun vorherrschende falsche Professorenbild zur sich selbst erfüllenden Prophezeiung wird. Zum einen könnten die ständig Gescholtenen sich irgendwann sagen, dass strebsames Bemühen sich sowieso nicht mehr lohnt, und auf verdrossenen Dienst nach Vorschrift umschalten. Zum anderen könnten fortan Personen mit einer entsprechend laxen Berufsauffassung die Professorenlaufbahn ergreifen. Die Wissensgesellschaft sollte sich ernsthaft fragen, ob sie es sich eigentlich leisten kann, eine ihrer zentralen Berufsgruppen so zu entmutigen, wie sie es derzeit tut.

## *Bloßes Abschaffen bringt nichts*



Peter Paul Schnierer studierte in Tübingen, am Goldsmiths<sup>1</sup> College (London) und der University of Greenwich. In Tübingen habilitierte er sich 1999 und ist Oberassistent am Englischen Seminar. Im Wintersemester nimmt er eine Lehrstuhlvertretung in

Heidelberg wahr.

Von Peter Paul Schnierer

**Mit einer Reform des Dienstrechts ist es nicht getan. Flexibilisierung in allen Bereichen und eine Neuorganisation der Lehre mit einem Bewertungsverfahren, das Mittelbau und Studierende nicht außen vor lässt, sind notwendig. Ein Meinungsbild aus dem akademischen Mittelbau.**



die Juniorprofessur): Den Ständesvertretern des

Deutschen Hochschulverbandes fallen Monat für Monat nur Variationen zu »das war noch nie so« und »das war schon immer so« ein.

Spricht man mit Angehörigen des Mittelbaus, hört man dagegen oft differenziertere Urteile, wie sie der aristotelisch-mäßvollen Mittelposition gut anstehen. Die folgenden Überlegungen gründen auf zahlreichen solchen Gesprächen, freilich ohne den Anspruch, für den Mittelbau zu sprechen; viele Kolleginnen und Kollegen werden anders gewichtet und bewertet.

### **Mittelbau schrumpft**

Die Frage der leistungsbezogenen Besoldung stellt sich für den Großteil des Mittelbaus noch nicht unmittelbar, da die neuen Besoldungsstufen W1, W2 und W3 letztlich nur die C1- und C2-Stufen verschmelzen und C3/C4-Professoren etwas schlechter stellen sollen, die Bezüge anderer Skalen aber unberührt lassen. Mittelbar bedeutet die Reform, wenn sie denn in der geplanten Radikalität durchgeführt werden sollte allerdings, dass die Gruppe der C1-Assistenten wegfällt. Damit schrumpft der Mittelbau deutlich und verliert zudem gerade jene zeitweiligen Mitglieder, die durch ihre Verpflichtung zur Weiterqualifikation andauernd verdeutlichen, dass es auch unterhalb der professoralen Ebene ernstzunehmende Forschung gibt.

Unabhängig davon wird es aber interessant sein zu verfolgen, wer die professorale Leistung einkommensrelevant bewerten wird.

Externe Kommissionen wird es aus Kosten- und Aufwandsgründen nicht oder nur in Konfliktfällen geben. Solange das Argument, nur Professoren könnten Professoren evaluieren, Bestand hat, also keine anderweitigen unverbrüchlichen Mechanismen existieren, die auch den Mittelbau und die Studierenden (mithin die Gesamtheit eines Institutes oder Seminars) einbeziehen, wird es zumal in kleineren Einheiten nur einen von drei Wegen geben können: Man lässt entweder alles beim Alten, bildet ein Bewertungskartell oder legt sich mit allfällig schlechter eingestuften Kolleg(inn)en an. Dabei hätte ein Bewertungsverfahren, das auch Mittelbau und Studierende zu Wort kommen lässt, großen Charme: Dabei würden Eigenschaften wie Teamgeist, Zugänglichkeit, Berechenbarkeit und Verlässlichkeit in den Blickpunkt rücken: keine Kriterien, die Humboldt oder Popper sonderlich interessiert hätten, aber Qualitäten, die heute von einem Hochschullehrer verlangt

werden müssen.

## Arroganter Irrtum

Die Argumente, die jede ernst zu nehmende Evaluierung der Lehre durch Studierende in Frage stellen, scheinen mir von einem kardinalen und letztlich arroganten Irrtum geprägt: nämlich dass Studenten den Dozenten besonders loben werden, der ihnen auf einfachstem Weg die besten Noten gibt. Wer so argumentiert, hält seine Studierenden in ihrer Gesamtheit für opportunistisch und beschränkt. Erfahrungen in der freiwilligen Evaluierung zeigen ein ganz anderes Bild: Was Studierende monieren, deutet fast immer auf echte Mängel in der Lehre hin, und am kritischsten sind bei offenen Verfahren oft diejenigen, die sich die besten Noten ausrechnen können. Ein Element der studentischen Notengebung, zumal wenn es über Mittlungsmechanismen den Einfluss lautstarker Einzelner reduziert, müssen nur diejenigen fürchten, die wirklich schlechte Lehre betreiben.

In der Frage des Beamtenstatus sind aus dem Mittelbau naturgemäß unterschiedliche Stimmen zu hören: Lektoren, wissenschaftliche Angestellte, Projektmitarbeiter sind ohnehin nicht beamtet, und die meisten C1- und C2-Stellen werden ebenfalls auf Zeit vergeben. Hier ist kaum Besitzstand zu verteidigen. Die Gruppe der Räte hat da mehr zu verlieren, zumal sie sich mit einer Reform konfrontiert sieht, die ausschließlich in Kategorien der Abschaffung präsentiert wird und für sie selbst keinerlei positive Perspektive bietet. Tendenziell jedoch scheinen wohl die meisten Mittelbauer einem Rückgang des akademischen Beamtentums nicht unfreundlich gegenüberzustehen. Eine gewisse berufliche Sicherheit ist für Forscher zwar unabdingbar, aber die Praxis der Verbeamtung wirkt im 21. Jahrhundert für die Universitäten ebenso anachronistisch wie für die Schulen.

Auch die Habilitation in ihrer jetzigen Form (und welche grundlegend andere wäre denn denkbar?) ist nicht gerade ein Ausdruck modernen Nachwuchsmanagements. Selbst wenn man von konstruktiven Gutachtern und einem hilfreichen Chef begleitet wurde, bleibt oft der Verdacht, dass man seine Zeit besser hätte einsetzen können als für die Paraphernalien eines Verfahrens, das man ausländischen Kollegen nur mit Mühe erklären kann.

Dies sind die offiziellen Ansatzpunkte für die Einführung der Juniorprofessur: Beschleunigung des Qualifikationsverfahrens, Abschaffung von Abhängigkeitsverhältnissen und die Aufwertung des wissenschaftlichen Nachwuchses sollen so erreicht werden. Wenn man sich allerdings die Eckwerte der Pläne ansieht, von der weiterhin sechsjährigen Qualifikationsperiode über die Ansiedlung der Juniorprofessuren am alten systematischen Ort der C1/C2-Assistenzen bis hin zur Vorgabe der Kostenneutralität, dann drängt sich der Verdacht auf, dass hier vor allem umetikettiert wird. Mit einem kleinen Unterschied allerdings: Die alten Assistenten aus dem Mittelbau haben ein Vier-Stunden-Lehrdeputat, oft im Grundstudium; der Juniorprofessor wird mehr und näher am Examen unterrichten müssen, unter dem Strich also ganz kostenneutral mehr und anspruchsvollere Lehre liefern. Wo dabei die schnellere, intensivere Forschung stattfinden soll, ist noch nicht erklärt worden. Pointiert gesagt verhält sich die Juniorprofessur analog zu dem sprachlich genauso missglückten Seniorenteller: Auch an dem verdient vor allem der Wirt.

Fazit: Zwei Dinge scheinen im Mittelbau weitgehend Konsens zu sein: Erstens müsste eine wirkliche Reform Flexibilisierung als oberstes Ziel haben: bei den Qualifikationswegen, der Anerkennung von Leistung, der Zuteilung von Ressourcen. Bloßes Abschaffen oder Umbenennen hilft niemandem. Letztlich aber müssen wir uns darauf besinnen, dass wir nicht nur Verwalter und Forscher, sondern zuallererst Dienstleister und das heißt Lehrer sind. Das aber bedeutet, dass der eigentliche Reformbedarf nicht im Bereich des Dienstrechtes liegt, sondern in der Organisation der Lehre. Verbesserungen der Evaluation, transparentere Anforderungen und klare Obergrenzen für eingeforderte Leistungen tun not, ebenso wie eine seriöse Diskussion um die Einführung neuer Studiengänge, die über die Umbenennung etwa des Magisterabschlusses in *Master* hinausgeht.

## Für das amerikanische System entschieden

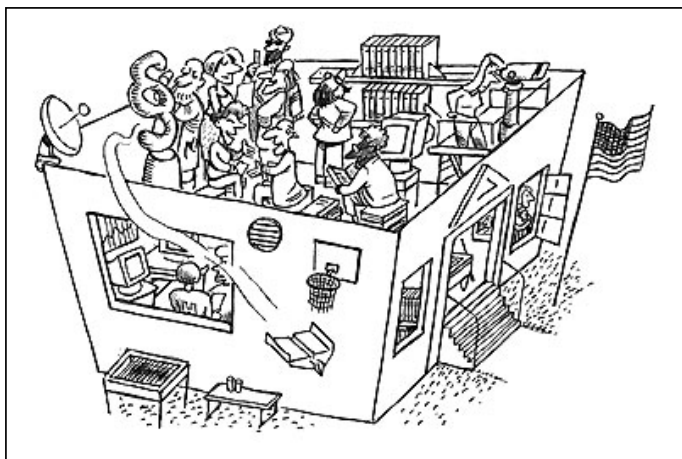


Katharina Pistor arbeitete nach der Promotion am Max Planck Institut für ausländisches und internationales Privatrecht in Hamburg, bevor sie eine Assistenzprofessur in Harvard annahm. Jetzt wechselte sie als Associate

Professorin an die Columbia Law School in New York. Forschungsschwerpunkte sind comparative corporate governance und die Rechtsentwicklung in Transformationsländern und emerging markets).

Von Katharina Pistor

**Sie hatte die Wahl: Die Juristin Katharina Pistor hätte sich in Deutschland habilitieren können. Sie entschied sich für eine Assistenzprofessur in den USA. Im Vergleich findet sie die amerikanische Wissenschaftskultur mit ihrer offenen und kreativen Atmosphäre eindeutig attraktiver. Ein Erfahrungsbericht.**



Auf die Frage, ob es heute attraktiv ist, eine Laufbahn in Forschung und Lehre einzuschlagen, gibt es meiner Ansicht nach nur eine Antwort: Ja! Es mangelt nicht an spannenden Fragestellungen und neuen Herausforderungen. Doch bei der Wahl der akademischen Laufbahn stellen sich weitere Fragen: Wie hoch sind die Zutrittsschranken? Bietet die angestrebte Stelle die Voraussetzungen, das gesetzte Ziel zu verwirklichen? Welche Alternativen gibt es?

Mit diesen Fragen sah ich mich konfrontiert, als ich eine Referentenstelle für Ostrecht am Max Planck Institut für ausländisches und internationales Privatrecht in Hamburg innehatte, auf der ich mich habilitieren

konnte, und ein Angebot für eine Assistenzprofessur an der Kennedy School of Government (Harvard Universität, USA) bekam.

Das amerikanische Angebot sah eine Assistenzprofessur an der Kennedy School of Government für zunächst fünf Jahre vor und eine anschließende Beförderung zum *associate professor*; nach weiteren drei Jahren würde über die dauerhafte Anstellung (*tenure*) entschieden. Die äußeren Bedingungen: maximal drei Kurse (à vier Wochenstunden) im akademischen Jahr als Lehrverpflichtung; Erlass eines Kurses im ersten Jahr, um meine Forschung aufzubauen; durchschnittlich 20 bis 80 Studenten pro Kurs; zusätzliche *start up funds* für die Forschung und eine Drittel-Stelle *staff assistant* als Sekretärin.

### Gegenseitiger Austausch

Das Angebot stellte sicher, dass ich einen großen Teil meiner Arbeitszeit auf die Forschung verwenden konnte, wofür die Rahmenbedingungen ausgezeichnet waren. Dies lässt sich leicht an der vorhandenen Infrastruktur (Bibliothek, Zugang zu elektronischen Medien und so weiter) festmachen. Doch mindestens ebenso wichtig ist das Umfeld, das heißt die Wissenschaftskultur. Eine Vielzahl von Seminaren, Vorträgen, formellen und informellen Zusammenkünften mit Wissenschaftlern und solchen, die es werden wollen, bieten ein Forum, Ideen auszutauschen, sich über den Fortgang der Forschung bei Kollegen zu informieren, neue Denkansätze kennen zu lernen und neue Fragestellungen zu entwickeln. Das Ergebnis ist eine kreative Atmosphäre, vergleichbar einem Ideeninkubator. Von den resultierenden Synergieeffekten profitiert die einzelne ebenso wie das von ihr vertretene Fach insgesamt.

Harvard hat den Ruf, nur wenigen Professoren eine dauerhafte Anstellung zu geben. Die Erfolgchancen liegen bei zehn bis 30 Prozent. Eine negative Entscheidung beendet jedoch nicht die Karriere. Vielmehr kann man sich jederzeit andere Angebote einholen, die es in meinem Fach angesichts des recht liquiden Stellenmarktes auch gibt. Wichtig ist daher, sich frühzeitig jenseits der eigenen Fakultät in seinem Gebiet einen Namen zu machen.

Die Perspektiven für die deutsche Laufbahn zur Hochschullehrerin sahen für mich zum damaligen Zeitpunkt so aus: drei bis vier Jahre für die Anfertigung einer Habilitationsschrift; sechs bis 18 Monate für das Habilitationsverfahren nach Abschluss der Arbeit; anschließend Privatdozentin mit der Möglichkeit, mich auf Professuren zu bewerben. Dauer sechs Monate bis zwei Jahre abhängig

von Ausschreibungen; Vertrag am Max Planck Institut (MPI): drei Jahre, auf maximal fünf Jahre verlängerbar; weitere Finanzierung gegebenenfalls durch (kurzfristige) Lehrstuhlvertretungen.

Die Wahrscheinlichkeit, das Habilitationsverfahren nicht erfolgreich abzuschließen, ist deutlich geringer als in Harvard eine dauerhafte Anstellung zu bekommen. Der wesentliche Unterschied ist, dass man in Deutschland bis zur Verleihung der *Venia Legendi* einem Monopol gegenüber steht, während man sich in den USA auf dem akademischen Markt erproben kann.

Im Habilitationsverfahren entscheidet eine einzige Fakultät (beziehungsweise deren Habilitationskommission) über die berufliche Zukunft des Habilitanden. Diese Monopolstellung verleiht ihr daher die Möglichkeit, Einfluss auf die Wahl von Thema und Methodik der Arbeit zu nehmen. Faustregeln unter Habilitanden, wie zum Beispiel in einer juristischen Habilitation von 400 Seiten nicht mehr als 40 Seiten auf nicht-dogmatische Methodik zu verwenden, um zügig habilitiert zu werden, legen hiervon Zeugnis ab. Theoretisch könnte Wettbewerb dadurch geschaffen werden, dass innovative Fakultäten innovative Kandidaten anziehen und umgekehrt. In der Praxis wird die Fakultät, an der man sich habilitiert, jedoch durch die Affilierung des Betreuers bestimmt.

### Deutsches System hierarchisch

Die sachlichen Forschungsvoraussetzungen am MPI waren gerade im Hinblick auf die Bibliotheksausstattung sehr gut. Einer guten Betreuung konnte ich mir ebenfalls sicher sein. Was das Forschungsumfeld angeht, so stellte sich mir das deutsche System in meinem Fachgebiet jedoch weniger als ein Ideeninkubator als eine hierarchische Organisation einzelner Wissenschaftler dar. Hauptansprechpartner während der Habilitationsphase ist der Mentor. Möglichkeiten des wissenschaftlichen Austauschs in einem weiteren Umfeld sind in diesem Stadium der Karriere nicht nur nicht institutionalisiert, sondern werden häufig von den Habilitanden nicht einmal angestrebt.

Und die angestrebte Stelle danach? Eine C-4 Professur hat (bislang) eine bessere personelle Ausstattung als eine Dauerstelle an einer US-amerikanischen Hochschule. Bei der sachlichen Ausstattung jedoch ist augenfällig, dass deutsche Hochschulen seit Jahren mit immer knapperen Mitteln verwaltet werden. Das Motto der Kostenneutralität der Hochschulreform erweckt nicht den Eindruck, dass hier in die Zukunft investiert wird. Eher muss man vermuten, dass anstatt konstruktiver Umgestaltung in Struktur und Inhalt von Forschung und Lehre weitgehend der Taschenrechner die Reformen diktiert.

Die Lehrbelastung in Deutschland ist höher, was Stundenzahl und Zahl der Studierenden angeht. Auch sind die Gestaltungsmöglichkeiten in der Lehre in Jura geringer, da die Abwicklung der (zu) vielen Pflichtfächer bei dem ungünstigen Verhältnis von Professoren zu Studenten den Lehrkörper weitgehend auslastet. Das wissenschaftliche Umfeld kann man als Professor/in sicher mitgestalten. Doch ein offeneres, weniger hierarchisches und stärker an interdisziplinären Fragestellungen ausgerichtetes System ließe sich nur durch Strukturreformen schaffen, die Anreize für Umdenken und entsprechendes Engagement der Professorenschaft erzeugen würden.

Nach Abwägung dieser Alternativen habe ich mich für die Assistenzprofessur in den USA entschieden. Ich zog es vor, jetzt meine eigene Forschung und Lehre aufzubauen, anstatt viele Jahre in ein Verfahren zu investieren, das mir weniger Freiraum bei der Forschung gegeben hätte und dessen Ausgang, die Aussichten bald danach eine adäquate Stelle zu bekommen, unsicher waren ganz abgesehen davon, dass die Zukunft der Habilitation selbst zunehmend in Frage gestellt wurde. Auch hielt ich es wissenschaftlich für wesentlich produktiver, in einem Umfeld zu arbeiten, in dem ich meine eigenen Ideen im Austausch mit anderen testen kann, in dem neue Ideen gefragt sind und gefördert werden und interdisziplinäres Forschen zum Alltag gehört.

Was ist daraus geworden? Ich habe ein gutes Maß an Lehrerfahrung erworben, publiziere nicht nur allein, sondern arbeite unter anderem mit Ökonomen zusammen. Zu Beginn dieses akademischen Jahres habe ich an die Columbia Law School in New York gewechselt, um hier an dem Ausbau des rechtsvergleichenden und internationalen Schwerpunkts mitzuwirken. Unter den hiesigen Bedingungen lässt sich kein besserer Beruf vorstellen.



## Schuld sind nicht allein die Lehrmuffel



Dr. Friederike Herrmann ist wissenschaftliche Assistentin im Aufbaustudiengang Medienwissenschaft-Medienpraxis an der Universität Tübingen.

Von Friederike Herrmann

**Schwarze Schafe gibt es in jeder Branche, und das Klischee vom Lehmuffel ist billig zu haben. Das eigentliche Problem gerät dabei aus dem Blickfeld: Zukünftige Professoren müssen lernen, wie man lehrt. Der Wissenschaftsbetrieb funktioniert aber anders. Gerade die in der Lehre engagierten Nachwuchswissenschaftler bleiben leicht auf der Strecke.**



Die Studentin ist im siebten Semester. Ihre Hausarbeit genügt nicht den einfachsten Kriterien wissenschaftlichen Arbeitens. Sie hat ihre Quellen häufig nicht belegt, der Text lässt kaum eine Struktur und einen Aufbau erkennen. Ein Literaturverzeichnis am Ende fehlt. Dabei sind manche Gedanken durchaus interessant, die Studentin hat mit viel Aufwand recherchiert und ganz offensichtlich echte Begeisterung für das Thema. Aber es hilft nichts, diese Arbeit kann ich so nicht annehmen. Als ich ihr das sage, merke ich zweierlei: Sie möchte wirklich wissen, was mich an ihrer Arbeit stört und vieles davon scheint ihr neu zu sein. Diese Mischung verleitet mich dazu, mit dieser Studentin den Text detailliert durchzugehen, immer wieder zu

erklären. Zwischendurch beschleichen mich Zweifel, ob sie an der Uni überhaupt richtig ist. Soll ich ihr das sagen? Im siebten Semester? Kann ich das überhaupt einschätzen nach der kurzen Begegnung im Seminar und aufgrund einer Hausarbeit? Ich sage nichts. Nachdem wir über eine Stunde miteinander geredet haben, bedankt sie sich überschwänglich und sagt, es sei das erste Mal, dass sie eine wirkliche Reaktion auf eine Hausarbeit erhalten habe. Ein paar Wochen später erhalte ich eine akzeptable Fassung des Textes.

### Häufige Klage: Kein Feedback

Wer hat hier versagt? Die Schule, welche Abiturienten entlässt, die keine zusammenhängenden Texte schreiben können? Die Studentin, die bislang anscheinend nie eines der einschlägigen Bücher über das Schreiben wissenschaftlicher Texte zur Hand genommen hat? Oder die Dozenten dieser Studentin, die sich keine Zeit genommen haben, ihre Hausarbeiten zu besprechen? Eine Klage, die von Studierenden häufiger zu hören ist: Nur selten bekämen sie ein Feedback auf ihre Referate und Hausarbeiten. Die Profs), so klingt da mit, interessieren sich doch gar nicht für uns.

Der deutsche Professor als Lehrmuffel? Das Klischee ist billig zu haben: Der selbstverliebte Wissenschaftler, der sich nur für seine Forschung interessiert, die Studierenden als lästiges Übel betrachtet und zu Beginn der vorlesungsfreien Zeit eiligst in sein Häuschen in der Toskana entschwindet, angeblich um zu forschen – na ja. Und es ist auch schon alles gesagt worden, was es zu diesem Klischee zu sagen gibt: Dass es sich bei etwaigen Lehrmuffeln um böse Ausnahmen handelt, wie es sie in jedem Beruf gibt. Dass ein Großteil der Professoren auf Freizeit, Wochenenden, Urlaube verzichtet, um die vielen Aufgaben an der Massenuniversität einigermaßen unter einen Hut zu kriegen. Ein Beruf, der seine Opfer mit Leib und Seele frisst.

Aber nicht nur deshalb ist die pauschalisierende Rede vom Lehrmuffel dumm. Sie ärgert vor allem, weil es an der Lehre der Universitäten tatsächlich einiges zu verbessern gäbe. Das Bild des Lehrmuffels aber personalisiert ein Problem, das im System liegt. So kann man auf die Idee kommen, dass nur mehr Kontrolle her muss, um Missetätern auf die Spur zu kommen. Diese Idee scheint die gegenwärtige Hochschulreform zu leiten: Sie sieht Evaluationen vor, und die sind zweifelsohne dringend gefordert – aber sie allein reichen nicht. Wenn man die Reformen darauf beschränkt, macht man mit der universitären Lehre das, was schlechte Didaktiker mit ihren Schülern tun: bewerten statt entwickeln.

Was aber gäbe es zu entwickeln? Eine kurze Umfrage bei Studierenden des Aufbaustudiengangs Medienwissenschaft-Medienpraxis: Alle haben bereits ein Studium hinter sich und berichten von ihren Erfahrungen an verschiedenen Universitäten, vor allem in den Fächern Jura, Sozialpädagogik und Germanistik. Geklagt wird über Seminare, die in einer Endlosschleife Referate aneinander reihen, in denen es keine Diskussionen gibt und die Professoren nicht aktiv eingreifen. Die Studierenden kritisieren einen Mangel an zeitgemäßen Präsentationsweisen, an Didaktik. Und sie wünschen sich mehr Kommunikation, viele Professoren seien nur für die ohnehin schon exzellenten Studierenden ansprechbar. Es gehe ihnen anscheinend nicht darum, Studierende fit zu machen, gemeinsam etwas zu erarbeiten.

In eine ähnliche Richtung weisen die Ergebnisse einer Umfrage zu Studienbedingungen, welche die Tübinger Universität 1998 unter der Leitung des Sportwissenschaftlers Hartmut Gabler durchgeführt hat. Vor allem Geisteswissenschaftler fanden ihre Studiengänge häufig schlecht strukturiert und die Prüfungsorganisation unklar. Chemiker, Medizin-Kliniker, Betriebswirte und Juristen ärgerten sich über ein zu geringes Engagement der Lehrenden und mangelnde Didaktik. Die Hauptkritik betraf fast alle Fächer gleichermaßen: Die Studierenden wünschen sich mehr Praxis- und Berufsbezug des Stoffes.

### **Didaktik in der Freizeit**

Was könnte, was müsste getan werden? Die entscheidendste Verbesserung wäre natürlich ein ausgewogeneres Zahlenverhältnis von Dozenten und Studierenden, das den Lehrenden mehr Zeit ließe, sich um Einzelne zu kümmern. Doch Stellen werden nicht geschaffen, sondern eingespart. Um so wichtiger aber wird Didaktik, die Massenuniversität kommt ohne sie nicht mehr aus. Gewiss, das Problem ist bekannt, und an der Tübinger Universität können Nachwuchswissenschaftler und Professoren in Kursen und Arbeitskreisen inzwischen didaktische Probleme diskutieren – an Wochenenden und in der Freizeit. Bereit dazu sind meistens die, die es am wenigsten brauchen.

Systematisch geschult wird die Lehrfähigkeit jedoch nicht – im Gegenteil: Das Uni-System filtert die in der Lehre engagierten Nachwuchswissenschaftler heraus. Wer eine Professur ergattern will, dem kann man nur raten, seine Zeit in Forschung und Veröffentlichungen zu stecken, die in den Berufungsverfahren weit mehr zählen als die Lehre. Zwar wird inzwischen auch nach der pädagogischen Eignung gefragt, aber viel mehr als eine Floskel ist dies kaum. Die viel gepriesene Juniorprofessur wird daran wenig ändern im Gegenteil: Sie verpflichtet Anfänger so viel zu unterrichten wie die alten Hasen – acht Stunden – und unterwirft sie gleichzeitig einem gnadenlosen Wettkampf im Forschen und Veröffentlichen. Nur wer hier glänzt, wird nach den sechs Junior-Jahren eine der wenigen Professuren ergattern können. Wer bei Sinnen ist, wird die Lehre kurz halten müssen – mangelndes Engagement wird auch Gutwilligen geradezu antrainiert.

Eine Alternative wäre es, die Junioren zu weniger Unterricht zu verpflichten und stattdessen zwei Semesterwochenstunden Fortbildung in Hochschuldidaktik einzuführen. Dort könnten dann wichtige Fähigkeiten trainiert werden, die moderne Hochschullehrer brauchen. Die viel zu wenig bekannten Konzepte und Ideen der Hochschuldidaktik könnten vermittelt werden – Alternativen zum Referate-Seminar kann nicht jeder Lehrende neu erfinden. Man könnte rhetorische Fähigkeiten schulen, die Vorlesungen attraktiver machen. Aber auch: Wie kann man sinnvoll das Thema einer Abschlussarbeit begrenzen und zuspitzen, damit Studierende sich nicht im Sumpf der Literatur verlieren? Welchen Fragen muss man in einer Studienberatung nachgehen, wie lassen sich Studiengänge sinnvoll strukturieren und das Prüfungssystem organisieren? Eine Schulung der Beratungs- und Lehrfähigkeit könnte Vorbereitungs- und Sprechstundenzeiten sparen helfen. Langfristig ist

das ökonomischer, als didaktisch nicht geschulte Dozenten auf die Studierenden loszulassen.

Unökonomisch ist es häufig auch, Studierende einzeln zu beraten, wie ich es bei meiner Studentin tat und es ist, zumindest in größeren Fächern, auch nicht zu bewältigen. Die Fähigkeit Texte zu schreiben, zumal wissenschaftliche, ist aber bei vielen Studierenden dramatisch unterentwickelt. Manche Unis haben deshalb begonnen, Kurse einzurichten, in denen speziell ausgebildete Dozenten wissenschaftliches Texten lehren, in denen Schreibstrategien entwickelt und Problempunkte bearbeitet werden. Solche Kurse, in größerem Umfang angeboten, können Studienzeiten verkürzen verhelfen und obendrein eine Schlüsselqualifikation vermitteln, die man von Akademikern erwarten kann. Vielleicht meinen die Studierenden auch so etwas, wenn sie einen größeren Praxis- und Berufsbezug ihrer Fächer fordern.

Neue Konzepte und Ideen braucht die Lehre jedenfalls. Lehrmuffeln auf die Schliche zu kommen, ist gut und wichtig. Aber wer sie allein zum Sündenbock stempelt, lenkt von den eigentlichen Problemen ab.

## Der ungeteilte Professor



Rita Tribskorn lehrt als Privatdozentin an der Universität Tübingen. Aus dienstrechtlichen Gründen konnte sie an der Uni nicht weiterbeschäftigt werden und machte sich mit einem Transferzentrum der Steinbeis-Stiftung selbständig. Die Gelder für ihre Forschung wirbt sie bei Wirtschaftsunternehmen selbst ein. Heinz-Rüdiger Köhler ist Professor für Physiologische Ökologie der Tiere an der Biologischen Fakultät der

Das Gespräch führten Janna Eberhardt und Gabriele Förder

Universität Tübingen.

Foto: Bühler

**Teilzeit-Studium ja, aber Teilzeit-Professur? Mit diesem Modell, das einerseits familienfreundlich ist und andererseits Nachwuchsprobleme lösen könnte, tut sich die akademische Welt noch schwer. Das zeigt auch das Beispiel zweier Tübinger Wissenschaftler: Als Ehepaar und Forschungs-Duo machten sie nicht nur in Tübingen den vergeblichen Versuch, sich eine Professorenstelle zu teilen.**

*Die Biologin Rita Tribskorn hat schon lange mit dem Gedanken gespielt, eine halbe Professur anzustreben. Sie glaubt, dass die professorale Arbeit besonders fruchtbar sein kann, wenn die Projekte der beiden Teilzeitprofessuren ineinander greifen. Außerdem bliebe nebenher Zeit für die Familie. Schon früh keimte daher bei der energiegeladenen Wissenschaftlerin und ihrem langjährigen Forscherkollegen, zugleich Ehemann, dem Biologen Heinz-Rüdiger Köhler, die Idee auf, sich gemeinsam auf eine Professur zu bewerben. Bei einer Ausschreibung der Universität Ulm wurde das Ehepaar tatsächlich gemeinsam zum öffentlichen Probevortrag gebeten ein Novum. Theoretisch, so wurde den Bewerbern im Doppelpack gesagt, sei es möglich, eine Professur zu teilen, wenn auch nicht als Beamte. Geklappt hat es in Ulm dann leider nicht. Gemeinsame Bewerbungen haben Tribskorn und Köhler auch in Mainz und Kiel probiert, manchmal auch parallel gemeinsame und einzelne Bewerbungen. In Tübingen schließlich gab es bei der Besetzung der Professur »Physiologische Ökologie der Tiere« 1999 eine Einladung zum akademischen Probevortrag für beide, jedoch zwei getrennte Vorlesungen. Schließlich stand Köhler allein auf dem ersten Platz der Berufungsliste. Zu allem Überfluss wollten Köhler und Tribskorn nicht nur eine Professur teilen, sondern auch gemeinsam ein Kind adoptieren. Vor zwei Jahren wurde dem Ehepaar ein Kind zur Adoption angeboten, etwa gleichzeitig bekam Köhler die ganze Tübinger Professur. Die Kollegen gratulierten: Der Mann hatte die Professur und die Frau das Kind. Nun war doch alles in Ordnung, oder? Zu ihrem Berufsweg und zur Teilzeitprofessur hat attempto! das Ehepaar Tribskorn/Köhler befragt.*

**attempto!: Ist es ihrer Meinung nach notwendig, den Beruf des Professors/ der Professorin durch Flexibilisierungsangebote attraktiver und familienfreundlicher zu machen?**

Köhler: Eine Flexibilisierung ist notwendig, würde ich sagen. Es ist dann im Einzelfall zu entscheiden, wer davon Gebrauch macht. Es gibt ja auch genügend Professoren und Professorinnen, die keine Kinder oder keine Familie haben. Auf jeden Fall geht es um die gleichberechtigte Möglichkeit, Stellen als halbe vergeben zu können.

Tribskorn: Ich bin der Meinung, dass es notwendig ist und dass es in Zukunft auch wirklich strikt verfolgt werden sollte. Wenn Männer und Frauen gemeinsam arbeiten wollen, sollten sie das auch können.

**attempto!: Was müsste sich dazu an den Universitäten ändern?**

Tribskorn: Die Einstellung der Leute, die in höheren Positionen sind. Es fehlt die Akzeptanz, dass die Aufgaben, welche C 3- oder C 4-Professoren zu erledigen haben, teilbar sind. Wenn man es wirklich möchte, dann muss ein Gremium Regeln festlegen, nach denen so eine Teilung stattfinden kann, und dann klappt das auch.

**attempto!: Tun sich besonders Männer schwer mit dem Teilzeitgedanken?**

Tribskorn: Die Problematik ist sehr eng mit der Frauenfrage verflochten. Warum zum Beispiel nützen die Akademikerinnen die Frauenförderprogramme und habilitieren sich, kommen aber dann trotzdem nicht in die entsprechenden Positionen? Wenn es sich zeigen

sollte, dass eben die Einstellung immer noch so ist, dass sich die Frau gefälligst um die Kinder zu kümmern hat, dann ist es egal, ob sich nur eine Frau oder eine Frau mit einem Mann zusammen bewirbt oder zwei Frauen zusammen, dann ist es ein viel weitreichenderes Problem in der Gesellschaft.

Köhler: Es ist sicher ein weitreichenderes Problem. Gerade vor dem Hintergrund, dass auch Frauen diese Stellen besetzen sollen. Wenn sie verheiratet sind mit einem Mann, der keine Teilzeitstelle bekommen kann, weil er vielleicht in der Industrie arbeitet, gibt es relativ wenig Möglichkeiten, die gemeinsamen Kinder unterzubringen.

**attempo!: Worin sehen sie die Chancen, wo die Schwierigkeiten der Teilzeitprofessur?**

Triebskorn: Die Chancen sehe ich zum einen in der Integration von Familie und Beruf bei Männern und bei Frauen . . .

Köhler: ...und zum anderen im fachlichen Bereich: Wenn sich die Fachgebiete zweier Inhaber der jeweiligen Teilzeitprofessur gegenseitig ergänzen, dann ist eine höhere fachliche Kompetenz für die Ausbildung der Studenten gegeben.

Triebskorn: Die Teilzeitprofessur wäre im Prinzip auch vor einem anderen Hintergrund eine große Chance: Man hat die Gelegenheit, parallel zu Forschung und Lehre in der freien Wirtschaft als Selbständige(r) Fuß zu fassen, wie ich das ja jetzt unter dem Dach der Steinbeis-Stiftung Stuttgart praktiziere. Die Nachteile der Teilzeitprofessur sind sicherlich der etwas höhere Verwaltungsaufwand, versicherungsrechtliche Dinge, die neu geklärt werden müssten oder die Notwendigkeit vertraglicher Regelungen: Was passiert, wenn sich die Partner streiten, wenn einer kündigt und so weiter. Aber diese Probleme treten auch bei gleichgeschlechtlichen Stellenteilungen auf.

**attempo!: Könnte Ihr Fall ein Modell für andere Akademiker-Ehepaare sein?**

Triebskorn: Wenn er positiv ausgegangen wäre. Köhler: Wir geben dieses Interview auch, um zu zeigen, was theoretisch machbar ist und was passieren kann. Insofern denke ich schon, dass unser Fall zumindest im lokalen Raum hier in Südwürttemberg Modellcharakter hat.

**attempo!: Haben sie schon Anfragen von Kollegen bekommen?**

Triebskorn, Köhler: Nein.

**attempo!: Könnten sie sich eine Teilzeitprofessur auch unter anderen Bedingungen vorstellen, wenn sich beispielsweise die Arbeitsgebiete der Partner weniger gut ergänzen als dies bei Ihnen der Fall ist?**

Triebskorn: Ja, eigentlich hat die Idee ja überhaupt nichts mit unserer persönlichen Situation zu tun. Ich könnte mir genauso gut vorstellen, mit einer Kollegin die Stelle zu teilen, oder mit einem Kollegen, wie ich das mit meinem Mann könnte.

**attempo!: Können Sie sich für die Zukunft vorstellen, so eine Doppelbewerbung nochmal zu versuchen?**

Triebskorn, Köhler: Ja, wenn es die geeignete Stelle wäre.

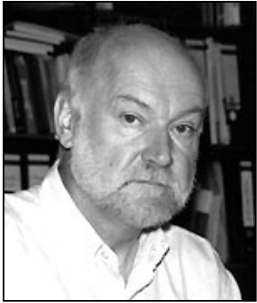
**attempo!: Sehen Sie die Gefahr, dass es irgendwann mal zur Regel werden könnte, Professuren zu teilen und man dann höchstens noch die Chance hat, einen »halben« Professor zu ergatten? Man arbeitet den ganzen Tag mit der Hälfte des Gehalts?**

Triebskorn: Ich sehe die Gefahr, aber ich denke, es ist die Sache derer, die Vorreiterfunktion haben und was sie daraus machen. Man wird nicht mit 50 Prozent der Zeit hinkommen, das ist ganz klar. Aber ich denke, man kann das auf 60 bis 70 Prozent reduzieren und es gut organisieren.

Köhler: Ich sehe das Problem eigentlich nur bei Vertretern von Fächern, die außerhalb der Universität sehr schwer einen gut bezahlten Arbeitsplatz kriegen würden. Bei anderen ich würde alle Naturwissenschaften dazuzählen, Ingenieurwissenschaften sowieso und Computertechnik wird es der Arbeitsmarkt regeln. In solchen Fällen könnte es sogar sein, dass die Universität generell Schwierigkeiten hat, qualifizierte Führungskräfte zu bekommen, und dass sie ohnehin nicht ausschließlich halbe Stellen dort anbieten kann. Die Option hierfür sollte jedoch bestehen.

## Wie attraktiv ist es, Professor zu sein?

Die attempto!-Redaktion bat vier Tübinger Professoren um eine ganz persönliche Stellungnahme, wie attraktiv für sie der Beruf des Professors angesichts der aktuellen Debatten ist. Gefragt wurden zwei Professoren, die nach langjähriger Tätigkeit in der Industrie an die Universität zurückgekommen sind; außerdem zwei Professoren, die in besonders chancenreichen und anwendungsnahen Fächern lehren, die also theoretisch auch in der Industrie arbeiten könnten. Hier sind die Antworten:



Joachim Starbatty ist seit 1983 ordentlicher Professor für Volkswirtschaftslehre, insbesondere Wirtschaftspolitik.

### Freiraum als Humus für gesellschaftlichen Fortschritt

Professor wird man nicht, weil sich nichts Besseres gefunden hat, sondern weil sich ein Berufswunsch erfüllt hat. Junge Menschen zu unterrichten, sie denken zu lehren, zu erleben, wie sie selbständig werden und sich schließlich in der Welt bewähren, ist Ansporn und Dank zugleich. Hinzu kommt das Privileg, über ein Problem nachdenken oder ein Phänomen erforschen zu können, ohne zeitlichen Druck zu spüren. Natürlich mag sich der eine oder andere im Elfenbeinturm verlieren, doch ist letztlich dieser Freiraum der Humus auch für gesellschaftlichen Fortschritt.

Die Kombination von Forschung und Lehre, die aus der gegenseitigen Befruchtung lebt, macht den Beruf des Professors für mich persönlich so attraktiv. Ein Wechsel in die freie Wirtschaft käme daher für mich selbst nicht in Frage. Doch kann man sich sehr wohl vorstellen, dass ein anderer Typus seine Erkenntnisse in der freien Wirtschaft ausprobieren will. Er wird dabei abwägen, was er verliert und was er gewinnt. Natürlich kann die Politik die Abwanderung aktiv fördern.

Vor genau einem Jahr hat der britische Premierminister Tony Blair im Festsaal unserer Universität davon gesprochen, dass der militärische Wettlauf vom »*Knowledge race*« abgelöst worden sei. In genau dieser Situation betreibt das Land universitäres Desinvestment. Nach dem Solidaritätspakt ein Euphemismus für eine zehnpromzentige Stellenkürzung sammelt die Universitätsspitze noch einmal 90 Stellen ein, um neue Schwerpunkte in den Biowissenschaften und in der Informatik zu etablieren. Das mag für den Standort Baden-Württemberg sinnvoll sein, aber die Konsequenz kann doch nicht ein Aushungern der anderen Fakultäten sein. Mir kommt die Landesregierung wie das brave Bäuerlein vor, das zwar die Milch seiner Ziege schätzte, ihr aber das Fressen abgewöhnen wollte. Just an dem Tag, an dem es das geschafft hatte, ist das arme Tier eingegangen.

JOACHIM STARBATTY



Oliver Eibl ist seit dem Sommersemester 1999 Professor für Angewandte Materialforschung an der Fakultät für Physik. Er war zuvor 15 Jahre bei der Siemens AG in München in deren Hochtemperatur-Supraleiter-Forschungsprogramm tätig.

## Motivator, Coach, Erneuerer, Diplomat, Visionär

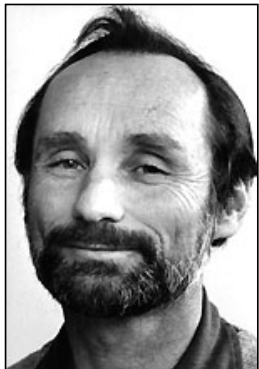
Nach 15-jähriger Tätigkeit im Forschungszentrum eines großen deutschen Technologiekonzerns übernahm ich im Mai 1999 eine Professur in Angewandter Physik. Durch meinen Wechsel nach Tübingen habe ich eine Freiheit der Inhalte gewonnen, die mir kein Unternehmen bieten könnte.

Professor ist für mich ein Beruf wie andere auch, der großes Engagement, Fachwissen, Kreativität und Visionen erfordert. Objektiv stehen die Zeichen schlecht, die Rahmenbedingungen haben sich gegenüber früher verschlechtert: Erstberufung nur noch zeitlich befristet, dazu gesunkene Studentenzahlen und Haushaltsmittel. Was tut ein Professor den lieben langen Tag: Dozent, Motivator und Coach für die Studenten, auch für die Mitarbeiter, Erneuerer in der Lehre, Diplomat für die Geldgeber und Förderinstitutionen, Manager bei der Beantragung und Durchführung der Projekte, wissenschaftlicher Experte, Visionär bei der Auswahl neuer Arbeitsgebiete, um nur einige Tätigkeiten zu nennen. Entscheidend ist aber, junge Leute für physikalische Themen zu interessieren und sich gemeinsam mit ihnen damit auseinanderzusetzen. In der Fakultät bleibt viel zu tun, damit das Physik-Studium zusätzlich an Attraktivität gewinnt: man muss aktives Marketing speziell auch um Studentinnen betreiben, Studiengänge mit veränderten Inhalten und international kompatiblen Abschlüssen einführen und leistungswillige Studenten stärker fördern.

Angewandte Physik und technische Innovationen stehen miteinander im engen Zusammenhang, beides interessiert und fasziniert mich. Universitäten in Deutschland sind hervorragende Plätze zur Keimbildung von Innovationen, das macht sie attraktiv. Das Zusammenspiel von Universitäten, Forschungszentren, kleineren innovativen und etablierten großen Firmen ist Grundlage für den Erfolg laufender Forschungsprojekte an unserem Institut. Die Stelle als Professor ermöglicht mir, in solchen Innovationsprozessen mitzuwirken und Interessierte in diese Prozesse einzubinden.

Die vorhandenen Möglichkeiten können wir aber nur dann nutzen, wenn die von außen und innen vorgegebenen Rahmenbedingungen stimmen. Sie werden vor allem durch die Zahl der Studierenden, durch die zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel und durch die strategischen Ziele unserer Fakultät und Universität bestimmt. Wesentliche Aufgabe eines Professors ist es, für eine Verbesserung dieser Rahmenbedingungen zu kämpfen und eine weitere Verschlechterung nicht zuzulassen. ...

OLIVER EIBL



Wolfgang Straßer ist seit 1986 Professor für Graphisch-Interaktive Systeme an der Fakultät für Informatik. Zuvor war er Professor an der Technischen Universität in Darmstadt.

## Negativer Selektionsmechanismus verhindert kühnes Forschen

Das Berufsbild des Professors verändert sich derzeit nicht aus inneren Zwängen heraus, sondern die Politik will, aus mir unerfindlichen Gründen, einen neuen Professor kreieren. Normalerweise würde man erwarten, dass zuerst Defizite des Bestehenden aufgezeigt werden und danach das Neue entwickelt wird. Nur so funktioniert Fortschritt. Und natürlich bestehen gravierende Defizite, aber doch nicht an der Konstruktion der Professorenschaft, die über Jahrzehnte hinweg eine Überlastwelle nach der anderen verkraftet und trotz Massenuniversität eine hohe wissenschaftliche Qualität aufrechterhalten hat. Früher halfen Möllemann-Programme, heute haben wir Bulmahn. Welch ein Wandel! Heute möchte man mehr für weniger, obwohl das prinzipiell nicht möglich ist.

Die Frage nach der Attraktivität des Professorenberufs ist je nach Alter und Fachrichtung unterschiedlich zu beantworten. Junge Menschen, die eine Familie gründen wollen, müssen zwangsläufig den ökonomischen Aspekten einen sehr hohen Stellenwert einräumen. Mit den neuen abgesenkten Eingangsgehältern und gleichzeitiger Befristung des Vertragsverhältnisses kann die deutsche Universität weder mit der Industrie noch mit ausländischen Universitäten konkurrieren. Jedenfalls ist das bei Naturwissenschaftlern und Ingenieuren so. Wir werden uns künftig bei den Berufungen auf die Eingangsprofessuren mit der zweiten Wahl von Wissenschaftlern begnügen müssen. Für renommierte Lehrstühle werden die Besten und deshalb Teuersten nicht berufen werden, weil das nach der famosen Idee der Haushaltsneutralität auf Kosten der bereits vorhandenen Professoren gehen würde. An dieser Stelle hat die geplante Dienstrechtsreform einen negativen Selektionsmechanismus eingebaut.

Wenn man einmal Professor ist und diesen Beruf, wie ich, schon 25 Jahre lang ausübt, dann werden andere Aspekte wichtiger. An erster Stelle steht für mich der ständige Kontakt mit jungen Menschen. Das halte ich für ein unschätzbares Privileg. Ihren Weg vom Abiturienten zum Berufsanfänger oder gar zu Promotion und Habilitation begleiten und fördern zu können, ist für mich das Wichtigste und Schönste am Professorenberuf. An zweiter Stelle, und nicht minder wichtig, steht die selbstbestimmte Forschung, bei der ich ohne äußere Zwänge meinen fachlichen Interessen folgen kann. Hierzu gehört natürlich auch, dass kein unmittelbarer Fachvorgesetzter existiert. Last but not least ist das Instrument des Steinbeis-Technologie-Transferzentrums für mich eine wichtige Möglichkeit, Theorie und Praxis zu verbinden und unsere fachlichen (babies) sich am Markt behaupten zu sehen. Die Frage nach einer Rückkehr in die Industrie stellt sich aus diesen Gründen für mich nicht. Lieber gründe ich mit meinen Doktoranden eine Firma.

Ich vermute, dass die Bulmahnisierung der Universität auch den Reiz der freigewählten Forschung zugunsten zweckorientierter Forschung für das industrielle Tagesgeschäft nehmen wird und damit die für den Nachwuchs und seine Entfaltung zum kühnen Forschen so wichtige Kombination von freier Forschung und Lehre schwinden wird. Dabei hätte Frau Bulmahn es besser wissen können, wenn sie auf ihren Kabinettskollegen Nida-Rümelin gehört hätte, der zutreffend feststellte: »Weder die Wissenschafts- noch die Kulturpolitik hat Kriterien zur Beurteilung, was gute Wissenschaft und was gute Kunst ist. Aber dennoch muss sie Mittel bereitstellen, um zu fördern. Ein wesentliches Kriterium dieser Förderung ist schlicht das Kriterium der Vielfalt«, und ich füge hinzu nicht der Einfach. Selbstverständlich unter Maßgabe der Finanzierbarkeit.

WOLFGANG STRASSER



Stefan Laufer ist seit dem Wintersemester 1999/2000 Professor für Pharmazeutische Chemie. Davor war er neun Jahre Leiter der Abteilung Forschung und Entwicklung sowie Geschäftsführer bei der Merckle GmbH in Blaubeuren.

### An der Universität die großen Fragen stellen

Warum kehrt ein Forscher nach zehn Jahren Industrie trotz Karriere und ohne Zwang an die Uni zurück? Wo liegen die Vorteile der Uni für den Forscher?

Zunächst sicher in der Ressource Mensch. Doktoranden haben wesentliche Vorteile als Primärträger der manuellen Forschungsarbeit. Sie sind frisch vom Studium weg gut und aktuell ausgebildet, motiviert: sie arbeiten nicht (nur) für Geld sondern für eine Promotion, die ihren Namen trägt, sie haben in der Regel den Kopf frei für die eigentliche Arbeit und sind nicht belastet mit Karriereproblemen, der Notwendigkeit zur Selbstdarstellung, Surrogatbefriedigungen wie klingende Titel auf der Visitenkarte oder Stellung im Organigramm und firmenpolitisches Ränkespielen. Das Arbeiten mit Doktoranden ist ungleich sachorientierter als mit Berufsforschern in der Industrie. Hier bewahrt sich die alte Führungsweisheit: 90 Prozent des Ärgers macht das Personal, zehn Prozent die Arbeit.

Die Zeit, die ein Industrieforscher für die Forschung hat, wird mit fortschreitender Karriere weniger. Der Forschungsleiter ist nicht der Leiter der Forschung. Vielmehr ist er der Budget- und Ergebnisverantwortliche, oft mit limitierten Möglichkeiten der Beeinflussung. Hauptaufgabe wird das Verteilen von Ressourcen und das rechtzeitige Stoppen von Projekten aus strategischen Gründen.

Eine wohl gepflegte Legende ist es auch, dass es in der Industrie ein (großes) festes Budget für die Forschung gibt, das man in aller Ruhe ausgeben kann. Es stimmt, dass die Industrie viel Geld für Forschung ausgibt, aber nur für solche, die in absehbarer Zeit mit relativ wenig Risiko zu noch mehr Geld führt. Das muss so sein, Unternehmen sind keine karitativen Einrichtungen. Die stringenten Vorgaben, mit denen jedes noch so frühe Projekt auf Wert und return of investment gerechnet wird, beengt extrem. Daran scheitert weit mehr als an sachlich-wissenschaftlichen Problemen. Hier erlaubt das universitäre Umfeld größere Freiheiten. Selbst unter der Prämisse, dass man sich das Geld für seine Forschung an der Uni selbst besorgen muss, unterliegt man doch weit weniger betriebswirtschaftlichen Zwängen. Vollkostenrechnung und Eigenkapitalverzinsung sind hier noch Fremdwörter.

Was bringt das für die Forschung? Sehr viel, es können riskantere und damit interessantere, wahrscheinlich sogar relevantere Projekte beforscht werden. Um bei platten Sprüchen zu bleiben: Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Oder schöner gesagt: Auf kleine Fragen gibt es kleine Antworten, auf große Fragen große Antworten. Insgesamt glaube ich, dass man im universitären Umfeld eher ermutigt ist, große Fragen zu stellen. Hoffen wir also auf entsprechende Antworten.





## Zwischen »Maulwurf« und »durchgeknallt«



Reutlinger Bürger in geliehenen Professorentalaren.  
Festzug zum Friedrich-List-Jubiläum 1989. Foto: GEA

**Dass die Reutlinger(innen) ein ganz besonderes Professorenbild pflegen, zeigt eine Umfrage mit dem Mikrophon, die Vesna Jerkovic von der Uniwelle Tübingen für attempto! durchgeführt hat. Ungeschminkte Meinungen treten zutage – oft vom Hörensagen bestimmt. Tübinger Studierende, befragt in der Mensa Wilhelmstraße, werden mit ihrem Wunschbild vom perfekten Professor dem gegenübergestellt. Beide Seiten verbindet: die Fähigkeit, auf junge Menschen einzugehen, steht im Mittelpunkt.**

**In der Reutlinger Fußgängerzone wurden Passanten gefragt: »Wie stellen Sie sich einen Universitätsprofessor vor?«**

»Ich stell mir Professoren als recht fleißige Maulwürfe vor, die lichtscheu sind. Aber ich hab die unterschiedlichsten kennen gelernt, ich kenne welche, die lassen die Studenten die Hauptarbeit machen und ich kenne welche, die vergraben sich und arbeiten bis zum Abwinken.«

(Astrid S., Friseurmeisterin)

»Dass er ein dickes Auto fährt, nicht viel Zeit für seine Familie hat und seine Tage nur mit Büchern und Reagenzgläsern verbringt. Bei seinen Studenten setzt er meist voraus, dass man alles weiß, und ich denk mir, dass Professoren auf einen Studenten, der nix weiß, nicht so richtig eingehen können.«

(Annika S., 21, Einzelhandelskauffrau)

»Ich denke mir, dass ein Großteil der Professoren nicht mehr so recht auf die jungen Leute zugehen kann, dass sie in ihrem speziellen Bereich sehr tüchtig, aber mitunter auch ein bisschen weltfremd sind. Ich hab das Gefühl, dass der unmittelbare Kontakt der Studenten zu ihren Professoren zurückgegangen ist, vielleicht liegt das auch daran, dass zu viele Studenten auf einen Professor kommen, so dass einfach die Zeit nicht reicht.«

(Rudi S., Rentner)

»Ich hab den Eindruck, sie sind offen und kommen den jungen Studenten entgegen.«

(Ingeborg M.)

»Es gibt solche und solche. Es gibt den coolen Professor, der sich auf seine Studenten einlassen kann, und dann gibt s welche, die denken, sie seien was Besonderes. Letztere sind eigentlich in der Mehrzahl.«

(Volker M., Sozialpädagogik-Student)

»Manche sind vielleicht ein bisschen zu alt und wahrscheinlich auch weltfremd, so dass sie mit der Jugend nicht mehr umgehen können.«

(Ingrid P., berufstätige Hausfrau und Mutter)

»Das ist eine sehr pauschale Frage. Es gibt viele verschiedene Typen von Profs! die einen, die sich in ihre Arbeit stürzen und nichts von ihren Studenten wissen wollen, und die anderen, die die notwendigen pädagogischen Fähigkeiten haben, und drittens gibt es auch solche, die sich nur einen schlaun Job machen.«

(Herrmann K., Berufsschullehrer)

»Ich kann mir vorstellen, dass jeder davon ausgeht, dass die Professoren sich auch in ihrer Freizeit mit irgendwelchen komischen Sachen befassen: Warum ist die Welt eine Kugel und keine Scheibe oder so. Ob das die Realität ist, das kann ich natürlich nicht sagen, aber ich geh mal davon aus, dass jeder die Professoren für ein bisschen durchgeknallt hält.«

(Nick, 24, Polizist)

»Die sind meiner Meinung nach nicht unbedingt so arbeitseifrig, so krieg ich das zumindest mit, ja eher faul.«

(Anja, werdende Mutter)

### **Studierende wurden in der Tübinger Mensa Wilhelmstraße gefragt: »Wie muss der perfekte Professor sein?«**

»Er muss in der Lage sein, sich dem Wissensstand der Studenten anzupassen.«

(Kerstin, Archäologie)

»Er muss ein bisschen Menschlichkeit ausstrahlen.«

(Markus, Pädagogik)

»Er darf sich nicht nur für sein Fach, sondern soll sich auch für seine Studenten interessieren.«

(Claudia, Anglistik und Rhetorik)

»Er muss zuhören können und ganz kritisch sein.«

(Karolina, Schweden, BWL)

»Er darf nicht immer nur Vorlesungen über seine Spezialgebiete halten.«

(Eliza, Sinologie und Westslavistik)

»Einen guten Professor kennzeichnet, dass er sein Wissen strategisch gut rüberbringt.«

(Annika, Internationale VWL mit Sinologie)

»Er darf nicht so geschwollen daherreden, sondern muss sich verständlich ausdrücken können.«

(Ingo, Geschichte, Soziologie, Rhetorik)

»Er muss flexibel, selbstkritisch und aufgeschlossen sein und auch mal nachfragen, was seine Studenten eigentlich wollen.«

(Daniel, Geschichte, Politik)

## Schritt für Schritt zum Emeritus

Von Anna Muskat

### Eine kleine Einführung in die universitären Abkürzungen



Abkürzungen sind immer gut für Irrtümer: Sie verschleiern für den nicht Eingeweihten die wahre Hierarchie einer Universität. Auch Professoren haben mal studiert, darum fangen wir am besten mit dem Beginn ihrer Karriere an. Wenn aus Kommilitonen, was ja wohl Mitsstreiter heißt, Hiwis werden, hat man es bereits mit einer Hierarchie zu tun, denn Hiwi wird nicht jede(r), sondern nur der hoffnungsvolle Jungwissenschaftler beziehungsweise die Jungwissenschaftlerin mal mit, mal ohne Examen. Die Assoziation von Hiwi und Kiwi ist nicht völlig verkehrt, denn Hiwis sind in der Regel noch recht grün, was sowohl große Hoffnung als auch große Unerfahrenheit heißen kann. Ein Hilfswissenschaftler hilft, indem er Wissen herbeischafft, wobei der Akzent je nach arbeitgebendem Prof) mal mehr auf Hilfe) und mal mehr auf Wissenschaft) liegt. Allerdings gibt es auch Computerhiwis, die die gesetzte Ordnung unterwandern, weil sie aufgrund ihrer Informatikkenntnisse einen Sonderstatus genießen, der sie weit über jede hergebrachte hierarchische Struktur hinaus erhebt.

Jede(r), der/die nicht durch eine Universität sozialisiert wurde, mag sich fragen, welches Geheimnis sich wohl hinter der Abkürzung M.A.) verbergen mag. Und in der Tat stellen sich diese Frage auch viele, die selbst M.A.) sind, wobei die Inhalte zwischen Meine Ansicht), Meine Absicht) und Meine Aussicht) schwanken. Meist wird der Abschluss unverfänglich als Magister Artium bezeichnet, denn das ist Latein und suggeriert von sich aus schon eine gewisse Würde (auch wenn mit der deutschen Übersetzung: Meister der Künste) wohl kaum jemand etwas anfangen kann). Wer dagegen Dipl.) ist meistens in Verbindung mit psych.) oder päd.) , macht deutlich, dass er sich einen gewissen Schwung erhalten hat und sich auch in Zukunft einen Teufel darum scheren wird, was andere von ihm halten.

Den frisch Promovierten sieht man in der Regel an, ob sie eher Dr. phil. oder eher Dr. rer.nat. sind, wobei die Betonung hier bereits das tragische Schisma andeutet: Geisteswissenschaftler sind in den Augen von Naturwissenschaftlern oft nur Dr. Viels, weil sie viel wissen und viel reden, während Naturwissenschaftler in den Augen ihrer missgünstigen Kollegen zu Dr.rer.nat(tern) mutieren, weil sie später garantiert mehr Drittmittel bekommen.

Die Dr. h.c.s) gehören eigentlich nicht in diese Kategorie, denn sie sind schon deutlich älter und haben sich so viel Verdienste erworben, dass sie für ihren Titel nicht noch einmal drei Jahre oder länger am Schreibtisch sitzen müssen. Die Abkürzung h.c.) entfaltet zuweilen eine gewisse Eigendynamik: Wer erst einmal einen h.c.) bekommen hat, kann dem Gesetz exponentiellen Wachstums zufolge mit einer laufenden Steigerung seiner Titel rechnen. Für dieses Phänomen wurde die Abkürzung h.c.mult.) erfunden. Sie bezeichnet sozusagen die Multis unter den Ehrentägern.

Die Bezeichnung PD heißt nicht Parteidienstler), sondern Privatdozent). Sie beinhaltet eine kleine Irreführung, denn Privatdozenten haben nicht unbedingt ein ausgeprägtes Privatleben, und auch sie lehren nicht nur zum Spaß, denn um ihr Auskommen und ihre Stelle müssen sie

sich selbst kümmern: Manchmal verwandeln sie sich dabei in (echte) Universitätsprofessoren. Honorarprofessoren gibt es auch, allerdings bekommen sie nicht das, was man bei andern als (Gehalt) bezeichnen würde, sondern sie sind Professoren der Ehre wegen. Sie sind die schillerndsten Gestalten im ganzen Universitätsbetrieb; in der Regel handelt es sich um Fachleute aus Wirtschaft, Politik und Kultur mit besonderem Profil. Hinter ihren Namen findet sich im Vorlesungsverzeichnis häufig der Zusatz (liest nicht), was keine boshafte Unterstellung ist – niemand überprüft, was und wieviel diese Menschen tatsächlich lesen – sondern es bedeutet nur, dass Vorlesungen von diesen Personen nur aus Lust oder Dringlichkeit gehalten werden.

Der Hauptunterschied in der deutschen Universitätshierarchie ist der zwischen C3- und C4- Professoren. Damit ist noch nichts über den Vitaminbedarf des jeweiligen Professors ausgesagt, obwohl Beziehungen hierbei durchaus eine Rolle spielen können. Wer C4 ist, hat in der Regel die Chance, ein solides Planetensystem um sich herum aufzubauen, in dessen Umkreis er sich sonnen darf. Ein C3- Professor dagegen ist selber oft ein einsam kreisender Mond.

(Frau Professor) dieser Titel war früher einmal und ist heute noch in Österreich doppeldeutig, denn es heißt nicht unbedingt, dass die Trägerin dieses Namens selbst die wissenschaftliche Laufbahn eingeschlagen hat: Sie kann ihn auch durch die Ehe mit einem werdenden Professor erworben haben. Bei heute zehn Prozent Professorinnen an den deutschen Hochschulen stellt sich allerdings die Frage, wie deren Männer korrekt angesprochen werden sollen. Ist die Bezeichnung (Herr Professor) für diesen Personenkreis zeitgemäß? Konkrete Hilfeleistungen bei der Karriere der Gattin wie zum Beispiel Wäschewaschen, Einkaufen oder Kinderbetreuung könnten hier ein Kriterium sein.

(O.Prof.) (Ordentlicher Professor) ist keine moralische Kategorie, sondern heißt bloß, dass der entsprechende Professor die Ordnung an der Universität entscheidend mitdefiniert. Darum ist das Gegenstück zu (o.) (für ordentlich) auch nicht (unordentlich), sondern (außerplanmäßig) (apl.). Diesen Titel darf nach Genehmigung durch das Ministerium ein Privatdozent führen, wenn er zwölf Semester unterrichtet hat und sich nichts hat zuschulden kommen lassen. Dass ein Professor (außerplanmäßig) ist, bedeutet allerdings nicht, dass er seine Vorlesungen spontan abhält. Wie viel Planung ein Professor in seine Veranstaltungen einfließen lässt, ist wie in allen anderen Fällen auch eine Typfrage.

Diese Abkürzungen lassen sich nun frei kombinieren, zum Beispiel (Dr.rer.nat.habil.apl.Prof.).

Letztlich ist das wohl eine Kostenfrage, denn jeder ausgeschriebene Titel kostet Platz auf der Visitenkarte, und das überlegt man sich (es sei denn man hat vor, mit seinen Titeln die Menschheit zu ärgern, aber das kommt ja selten vor). Die würdigste von allen Abkürzungen ist sicherlich (emer.) für (emeritiert). Denn das bedeutet: Er hat es hinter sich.

*Herr Minister, bitte komplettieren Sie!*



Peter Frankenberg ist seit Juni 2001 Minister für Wissenschaft, Forschung und Kunst des Landes Baden-Württemberg. Seit 1986 ist er Professor für Physische Geographie und Länderkunde an der Universität Mannheim, deren Rektor er von 1994 bis 2001 war.

**Den neuen Minister für Wissenschaft, Forschung und Kunst des Landes Baden-Württemberg, Prof. Peter Frankenberg, bat die attempto!-Redaktion, einschlägige Satzanfänge zu Teilaspekten unseres Topthemas in seinem Sinne zu vervollständigen. Hier sind die aktuellen Ansichten des Ministers.**

Die Dienstrechtsreform ist sinnvoll, wenn genügend Finanzmittel verfügbar sind und die Grundvergütungen erhöht werden.

Für mich heißt Professor zu sein, sich zur Freiheit von Forschung und Lehre in Verantwortung zu bekennen und gesellschaftlich-politischen Themen gegenüber aufgeschlossen zu sein.

Wenn ich ein junger, erfolgreicher Nachwuchswissenschaftler wäre, würde ich die Welt für mich offen sehen.

Lehrmuffel unter den Professoren sollten sich vorstellen, ihre Kinder würden bei ihnen studieren.

Für den Umgang mit Professoren empfehle ich zu erkennen, dass es sehr unterschiedliche Individuen sind.

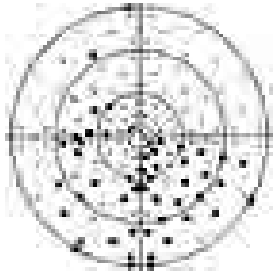
Das Image des Professors in der Öffentlichkeit sollte durch die Professoren selbst keinen Schaden nehmen.

Die Juniorprofessur halte ich für eine sinnvolle Alternative.

Als Minister werde ich meinen ehemaligen Kollegen schon erklären, dass man persönlich weiter ein gutes Verhältnis haben kann, auch wenn Sachdifferenzen auftreten sollten.

Teilzeitprofessuren sind sinnvoll, weil sie Alternativen vereinbar machen, zum Beispiel Familie oder ein Engagement in der Wirtschaft.

Baden-Württemberg ist für Professoren attraktiv, weil es ausgezeichnete Rahmenbedingungen für Forschung und Lehre bietet.



## attempo! 11/2001

### News aus der Forschung

#### Die Themen:

- [Wie Informatiker Lichtpunkte sparen](#)  
Mit Hilfe künstlicher neuronaler Netze Gesichtsfelduntersuchungen verbessern
- [Wie wirkt religiöse Erziehung in der Familie?](#)  
Religionspädagogik, Jugendpsychiatrie und Kriminologie forschen gemeinsam
- [Das Drama der schleichenden Demenz](#)  
Neue Tübinger Forschungsansätze zur Bekämpfung der Alzheimer-Krankheit
- [Politisch, romantisch und konsequent liberal](#)  
Neuer Band der Benjamin-Constant-Gesamtausgabe erschienen

## Wie Informatiker Lichtpunkte sparen

Von Janna Eberhardt

### Mit Hilfe künstlicher neuronaler Netze Gesichtsfelduntersuchungen verbessern



Der Patient starrt in einen kuppelförmigen Schirm, auf dem an immer wieder unterschiedlichen Stellen Lichtpunkte aufleuchten. Die lokale Empfindlichkeit der Netzhaut wird dabei mit einer sechsstufigen Helligkeitsskala vermessen. Mit diesem Untersuchungsgerät, einem Perimeter, fragt der Augenarzt repräsentative Punkte im Gesichtsfeld ab. Dies ist der Sehbereich, den die unbewegten Augen ohne Drehen des Kopfes erfassen können. Das in Tübingen entwickelte Perimeter zeichnet sich durch eine besonders hohe örtliche Auflösung aus: 191 Orte werden geprüft getrennt für jedes Auge.

Hierdurch können Lage, Form und Ausdehnung von Gesichtsfelddefekten besonders genau erfasst werden. Diese ermöglichen Rückschlüsse auf das zugrundeliegende Krankheitsbild: so haben Störungen in der Nervenfaserschicht, wie sie beim Glaukom («Grüner Star») vorkommen, einen charakteristischen, bogenförmigen Verlauf.

Eine solche perimetrische Untersuchung ist oftmals langwierig und anstrengend. »Gegen Ende sind auch gesunde Menschen so müde, dass sie anfangen, Wolken oder Schatten zu sehen«, erklärt der Mediziner und Informatiker Dr. Clemens Jürgens vom Lehrstuhl für Rechnerarchitektur von Prof. Andreas Zell. Jürgens und der Informatiker Thomas Koch arbeiten mit Prof. Ulrich Schiefer von der Abteilung für Pathophysiologie des Sehens und Neuroophthalmologie der Universitäts-Augenklinik zusammen: Sie entwickeln ein neues Computerprogramm, mit dem über künstliche neuronale Netze die Gesichtsfelddefekte automatisch bestimmten charakteristischen Klassen zugeordnet werden können. »Man kann dies mit einem verräterischen, typischen Fingerabdruck] vergleichen, den ein bestimmtes Krankheitsbild im Gesichtsfeld hinterlässt«, erklärt Ulrich Schiefer.

Die gewonnenen Erkenntnisse sollen die anstrengende Untersuchung des Gesichtsfeldes deutlich verkürzen und für den Patienten erleichtern: »Mit Hilfe der Antworten auf die ersten abgefragten Punkte entwirft der Computer wahrscheinliche Bilder des Gesichtsfeldausfalls«, sagt Jürgens. Zur weiteren Abgrenzung verschiedener Diagnosen schlägt er dann jeweils die strategisch günstigen, nächsten Lichtpunkte zur Abfrage vor. Die Tübinger Augenärzte unterscheiden insgesamt 16 Klassen von Gesichtsfeldausfällen, die jeweils mit bestimmten Krankheitsbildern zusammenhängen.

### Gewichtete Verbindungen

»Das Computerprogramm funktioniert mit künstlichen neuronalen Netzen. Das muss man sich so vorstellen, dass zunächst gleiche, mit Informationen bestückte Einheiten vernetzt werden und dadurch eine gewichtete Verbindung der Daten entsteht«, sagt Koch. Der Spezialist



für sogenannte evolutionäre Algorithmen arbeitet an der Optimierung des Verfahrens. Die neuronalen Netze werden mit Befunden aus einer der weltweit größten perimetrischen Datenbank trainiert, welche die Tübinger Universitäts-Augenklinik in den vergangenen Jahrzehnten an über 40000 Patienten zusammengetragen hat.

Die Wissenschaftler haben eine anonymisierte Datenbank entwickelt, die eine Schnittstelle auf der Basis der Programmiersprache Java enthält. Damit ist das Programm von verschiedenen Betriebssystemen unabhängig nutzbar. »Wir haben außerdem Werkzeuge geschaffen, mit denen wir die Daten visualisieren können und Statistikwerkzeuge eingebunden«, sagt Koch. Eine weitere Schnittstelle für das Internet soll den Datenaustausch mit anderen Forschergruppen, aber auch mit niedergelassenen Augenärzten erleichtern. Das neuronale Netzwerk wird mit einem Teil der Daten trainiert und mit dem anderen Teil geprüft.

»Wir haben mit dem Programm zu 99 Prozent eine richtige Zuordnung zwischen normalen und pathologischen Befunden erreicht, bei der Einordnung in die richtigen Klassen des Gesichtsfeldausfalles liegt der Rechner zu etwa 95 Prozent richtig«, sagt Jürgens. Über das Programm haben die Forscher außerdem 35 Lichtpunkte gefunden, die für die genaue Klassifizierung des Gesichtsfeldausfalles nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen und daher in diesem Zusammenhang nicht mehr abgefragt werden müssen.

»Von besonderer Bedeutung ist das frühzeitige Erkennen einer oftmals schleichenden Verschlechterung des Gesichtsfeldes«, erklärt Schiefer. Die Forscher wollen daher eine Zeitreihenanalyse in das Programm einarbeiten, um für die verschiedenen Klassen von Gesichtsfeldausfällen Vorhersagen über den jeweiligen Verlauf der Erkrankung machen zu können. »Als fernes Ziel wollen wir Auswirkungen solcher Gesichtsfeldausfälle in alltagsrelevanten Situationen wie Autofahren, Orientierungs- und Suchaufgaben wirklichkeitsnah erfassen und verstehen, aber da gibt es noch eine Reihe technischer Probleme«, sagen die Projektpartner.

## Wie wirkt religiöse Erziehung in der Familie?

Von Gabriele Förder

### Religionspädagogik, Jugendpsychiatrie und Kriminologie forschen gemeinsam



Religiöse Erziehung in der Familie? Ein Thema, das Familien wieder neu beschäftigt. Eltern, die verstehen, ihre Kinder kompetent religiös zu begleiten, vermitteln ihnen Selbstwertgefühl, Geborgenheit, wichtige ethische Werte und nicht zuletzt Lebenssinn. Sie vermehren damit das soziale und kulturelle Kapital einer Gesellschaft. Aber wie lernen Eltern religiöse Erziehung? Und wie wirken sich bestimmte Elemente dieser Erziehung bei den Kindern aus?

Fragen, die Albert Biesinger, Professor für katholische Religionspädagogik an der Universität Tübingen, schon lange umtreiben. Nicht nur er konstatiert ein »Defizit religiöser Erziehung« (Friedrich Schweitzer) von Kindern und die Hilflosigkeit vieler Eltern, die

»schon wollen, aber nicht wissen wie«. Aus Biesingers Arbeitsbereich kam folglich der Anstoß, der Sache ökumenisch vereint mit der evangelischen Religionspädagogik und gemeinsam mit der Tübinger Kriminologie und Jugendpsychiatrie auf den Grund zu gehen.

### Wissenschaftliches Neuland

Mit vereinten Kräften wurde im April 2000 das Forschungsprojekt »Religiosität und Familie – eine multidisziplinäre Pilotstudie zur Wirksamkeit religiöser Familienerziehung in religionspädagogischer, jugendkriminologischer und jugendpsychiatrischer Perspektive« auf den Weg gebracht. Es wird vom Wissenschaftsministerium im Rahmen des Landesforschungsschwerpunkt-Programms gefördert und soll im März 2002 vorläufig abgeschlossen sein. Vorläufig deshalb, weil die Antragsteller beabsichtigen, eine nachfolgende repräsentative Studie zum gleichen Thema durchzuführen.

Albert Biesinger spricht stellvertretend für seine drei Tübinger Kollegen, mit denen er im Projekt zusammenarbeitet: die Professoren Friedrich Schweitzer von der evangelischen Religionspädagogik, Gunther Klosinski von der Jugendpsychiatrie und den Jugendkriminologen Hans-Jürgen Kerner. Weitere Projektmitarbeiter sind Gerd Schwenzer (evangelische Religionspädagogik) und Christine Kuhn (Jugendpsychiatrie) sowie Melanie Wegel (Kriminologie) und Klaus Kießling (katholische Religionspädagogik).

Jede der vier Disziplinen betont die Bedeutung der religiösen Erziehung innerhalb der Familie für eine gesunde seelische Entwicklung, für die Akzeptanz ethischer Werte und religiöse Sinnfindung im Leben. Bislang gibt es in der deutschsprachigen Forschung allerdings keine

klare wissenschaftliche Tradition, die sich mit Familienreligiosität beschäftigt.

Dennoch gehen die vier Disziplinen mit einigen gesicherten Erkenntnissen ans Werk. Aus der Jugendpsychiatrie weiß man, dass der religiöse Erziehungsstil von Eltern die seelische Entwicklung junger Menschen beeinflusst – positiv wie negativ. In der jugendkriminologischen Forschung zeigt sich, dass es zum Beispiel jungen Straffälligen häufig an religiöser Grundorientierung mangelt. Hans-Jürgen Kerner: »Kriminelle Jugendliche haben oft von früher Kindheit an keine normativen Vorgaben oder nur negative Vorbilder.« Die Religionspädagogik sieht die Bedeutung von Religiosität als »Beziehung des Menschen zu Gott oder dem Transzendenten« vor allem darin, dass sie Antworten auf zentrale Sinn- und Lebensfragen geben kann sowie grundlegende ethische Werte begründet und einübt.

### Erste Ergebnisse

Auch methodologisch betritt die Pilotstudie Neuland: In diesem interdisziplinären Bereich gibt es bislang kein geeignetes empirisches Instrumentarium. Dieses Problem wird mit Hilfe einer Kombination von qualitativen und quantitativen Methoden gelöst: sowohl Intensiv-interviews mit Jugendlichen und Eltern als auch Fragebögen sollen den wissenschaftlichen Zugang zum privaten Raum der Familie und zu ihrer oft wenig gesprächsfähigen Religiosität ermöglichen. Eltern sowie Jugendliche im Alter zwischen 16 und 18 Jahren werden mit diesen Methoden befragt. 400 Personen wird die Studie erfassen, wobei die Jugendlichen aus vier verschiedenen Gruppen stammen: psychiatrisch und kriminologisch auffällige, kirchlich engagierte und nicht kirchlich orientierte Heranwachsende wurden ausgewählt.

Die ersten Ergebnisse aus der Auswertung der Interviews sind vielschichtig. Einige Beispiele: Jugendliche haben ein starkes Bedürfnis, sich über Gott und die Welt klar zu werden. Religion, positive oder negative Gottesbilder sind bewusst oder unterschwellig in jeder Familie vorhanden und werden über Eltern oder Großeltern vermittelt. Jugendliche, die in der kirchlichen Jugendarbeit aktiv sind, scheinen vor abweichendem Verhalten besser geschützt.

## Das Drama der schleichenden Demenz

Von Gabriele Förder

### Neue Tübinger Forschungsansätze zur Bekämpfung der Alzheimer-Krankheit



Bei den Kindern ist die Welt noch in Ordnung: Der Professor ist der weise Forscher. In dem Hörspiel *Die Jagd nach dem Pharaonenschatz* strahlt der Profes

Der Patient ist auffallend freundlich und charmant. Auf die Frage, was er von Beruf sei, antwortet er : »Wir haben es ja alle nicht leicht.« Als der Mann dann erst nach mehrmaliger Aufforderung die aktuelle Jahreszahl und seinen Aufenthaltsort falsch nennt, wird der behandelnde Arzt hellhörig: Der 65-jährige, der ihm gegenüber sitzt, zeigt das typische fassadäre Verhalten eines Alzheimer-Patienten im Anfangsstadium der Krankheit.

Diese beginnt schleichend. Zuerst kommen Gedächtnisstörungen und Persönlichkeitsveränderungen. Die Kranken sind desorientiert und entwickeln Sprachstörungen. Im fortgeschrittenen Stadium verschlimmern sich diese Symptome und es kommen weitere vielfältige Störungen hinzu. Nach ungefähr fünf bis zehn Jahren sterben die Betroffenen an körperlichem Kräfteverfall. Über eine Million Alzheimer-Kranke gibt es in Deutschland, Tendenz steigend. Der Hauptrisikofaktor für den Ausbruch der Krankheit ist das Alter. »Unter 60 Jahren an Alzheimer zu erkranken, ist jedoch eine Rarität«, stellt Dr. Henning Wormstall fest, der als Oberarzt der Psychiatrischen Klinik und Leiter des Geriatrischen Zentrums

am Universitätsklinikum Tübingen auch zahlreiche Demenz-Forschungsprojekte initiiert und koordiniert.

Die derzeit im Vordergrund stehende Therapie der Erkrankung, die Behandlung mit Acetylcholin-Esterase-Hemmern, kann das Voranschreiten der Krankheit für eine begrenzte Zeit verzögern. Das Acetylcholin ist ein Botenstoff im Gehirn, der zur Weiterleitung elektrischer Reize benötigt wird. Bei Alzheimer-Kranken steht weniger von diesem Botenstoff zur Verfügung. Das Medikament bewirkt, dass der Abbau des Acetylcholins gebremst wird, so dass dieser Stoff länger vorhanden ist.

### Mehrere Faktoren beteiligt

Betrachtet man das Gehirn eines Alzheimer-Kranken, so zeigen sich deutliche Gewebeveränderungen. Der mediale Temporallappen) und Teile der Großhirnrinde haben sich zurückgebildet und die Anzahl der Synapsen, der Nervenschaltstellen, ist in manchen Fällen auf die Hälfte geschrumpft. »Wir wissen noch nicht, warum dieses Drama beginnt«, sagt Henning Wormstall.

Allem Anschein nach sind mehrere Faktoren an der Entstehung der Krankheit beteiligt. *Morbus Alzheimer* ist zwar keine Erbkrankheit, aber mit der entsprechenden genetischen Disposition verdoppelt sich das Risiko, daran zu erkranken. Die intrazellulären Faserstrukturen in Alzheimer-Gehirnen werden auf die Schädigung des so genannten Tau-Proteins zurückgeführt. Eine weitere Forschungsspur hat auf die

Amyloid-Eiweiße im Gehirn geführt. Bei Alzheimer-Patienten werden diese Eiweiße nicht adäquat abgebaut. Unter Einwirkung von Cholesterin entstehen Eiweißverklumpungen, die so genannten Amyloid-Plaques.

### **Einfluss von Medikamenten**

Bei den Amyloiden setzt auch die Pilotstudie der Neurologischen Universitätsklinik an, die den Einfluss cholesterinsenkender Medikamente auf die Alzheimer Krankheit erforscht. Sie basiert auf der wissenschaftlichen Vorarbeit des Tübinger Neurologen Dr. Mikael Simons, der die Rolle des Cholesterins bei der Entstehung der Krankheit aufdeckte. Die in Zusammenarbeit mit der Psychiatrischen Klinik durchgeführte Untersuchung soll zeigen, ob die Einnahme von cholesterinsenkenden Medikamenten das Risiko, an Alzheimer zu erkranken, herabsetzen kann.

Ein wichtiger Faktor für die Krankheit, der ebenfalls in Tübingen näher erforscht wird, sind immunologische Veränderungen. Dr. Klaus Schott von der Psychiatrischen Klinik konnte zeigen, dass in Alzheimer-Gehirnen Antikörper gegen eigenes Zellmaterial gebildet werden und die sogenannten Interleukine auch zu Effekten außerhalb des Gehirns führen.

Einige Tübinger Forschungsprojekte bauen auf moderne technische Verfahren. So wird mit Hilfe der funktionellen Kernspintomographie die Auswirkung der Acetylcholin-Esterase-Hemmer im Gehirn untersucht. Im NIRS-Projekt beleuchtet Dr. Gerhard Eschweiler von der Psychiatrischen Klinik den Einfluss von intellektuellen Anforderungen auf die Hirndurchblutung bei unterschiedlichen Demenz-Formen. Psychiater und Spezialisten des PET-Zentrums erforschen die Einsatzmöglichkeiten der Nuklearmedizin für die Früh- und Differentialdiagnostik der Demenzerkrankungen.

Aber die Tübinger Forschungsarbeit konzentriert sich nicht nur auf die Patienten. Dr. Wormstall: »Wir fragen auch danach, wie es den Angehörigen von Alzheimer-Kranken geht. Viele von ihnen sind durch die Belastung selbst psychisch erkrankt.«

## *Politisch, romantisch und konsequent liberal*

Von Ulrike Grünekle

### Neuer Band der Benjamin-Constant-Gesamtausgabe erschienen



Büste von Benjamin Constant (1831)  
in der Société des Arts in Genf.

Benjamin Constant (1767-1830) zählt zu den Autoren, deren Vielseitigkeit noch zu entdecken ist. Er war nicht nur einer der herausragenden Köpfe des Intellektuellenzirkels, der sich regelmäßig in Coppet in der Schweiz unter der Führung Madame de Staël versammelte, sondern vor allem ein wichtiger Autor der politischen Theoriebildung und exzellenter Kenner der religionstheoretischen Diskussionen seiner Zeit. Von ihm stammt der Ausspruch: »L'amour était toute ma vie« (»Die Liebe war mein ganzes Leben«). Wenn sie vielleicht auch nicht sein ganzes Leben ausmachte, hat sie ihn doch zu seinem bekanntesten Werk »Adolphe« inspiriert. Darin schildert Constant die dramatische Liebesbeziehung zwischen einem schüchternen jungen Mann und der um zehn Jahre älteren Ellénore, hinter der die Leser und Leserinnen unschwer Madame de Staël erkennen konnten. Adolphes Verliebtheit wandelt sich schnell in eine Mischung aus Mitleid und Schwäche, während Ellénore, die ihm ihr gesamtes Hab und Gut opfert, schließlich an ihrer Leidenschaft stirbt. »Un bel orage« urteilten die Zeitgenossen: »ein schönes Gewitter«.

Unter der Leitung des Tübinger Romanisten Prof. Kurt Kloocke wird seit 1980 das Gesamtwerk Constants textkritisch aufgearbeitet. In der Edition, die im Niemeyer-Verlag in Tübingen erscheint, werden erstmals literarische Texte, Tagebücher, Texte zur Literaturkritik, Übersetzungen, politische Arbeiten,

journalistische Texte, Parlamentsreden und Gelegenheitsschriften im Gesamtzusammenhang abgedruckt. Vor kurzem ist der neunte Band erschienen; er umfasst alle Schriften Constants zwischen Juni 1814 und Juli 1815. Der Zeitraum wird einerseits begrenzt durch die Debatte über Pressefreiheit in Frankreich, zu der Constant mehrere Artikel beitrug, andererseits durch den zweiten Sturz Napoleons in Waterloo, mit dem Constants beratende Funktion als »Conseiller d'Etat« beendet war. Die Schriften dieses Bandes betreffen grundlegende Fragen der parlamentarischen Demokratie beispielsweise die Pressefreiheit und ihre Regeln. Sie behandeln zentrale Probleme der Staatstheorie wie die Ministerverantwortlichkeit und Grundlagen der konstitutionellen Monarchie und beziehen sich auf die politische Praxis sowie die französische Verfassung von 1815. Dazu kommt als literarisches Bonbon die »Mémoires de Juliette«, ein Text, der Politologen, Historiker, Juristen und Literaturwissenschaftler gleichermaßen interessieren dürfte.

Insgesamt soll die Ausgabe 55 Bände umfassen, die chronologisch gegliedert sind. Ein wichtiger Bestandteil der Edition wird die Herausgabe der Korrespondenz Benjamin Constants sein, die zwischen 8000 und 10000 Briefe und Gegenbriefe umfasst. Der erste Band ist bereits 1993 erschienen. An der Ausgabe beteiligt sind Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus verschiedenen Staaten und unterschiedlichen Disziplinen: neben Literatur- und Religionswissenschaftlern sowie einem Juristen auch ein Spezialist für Korrespondenz-Literatur und ein Experte für historisches Bankwesen. Das Besondere der Edition ist der ausführliche Textapparat, der den historischen Kontext

der Texte deutlich machen soll und alle wichtigen Quellen zu dem jeweiligen Gegenstand enthält.

### Neues Constant-Bild

Was für ein Mensch war Constant? »Er war bemerkenswert intelligent, aber stets unentschlossen; wenig zum Handeln geeignet, mitunter schwach bis zur Lächerlichkeit, eher ein Spieler als jemand, der kalkuliert, insgesamt wohl eine komplexe, aber enttäuschende Persönlichkeit« so urteilen die Herausgeber des Boulevard-Nachschlagewerks für Romanisten »Les grands auteurs français«. Nach der Lektüre des neuen Bandes der Textausgabe wird sich der Leser oder die Leserin vermutlich ein ganz anderes Bild dieses Autors machen können. Befragt, was ihn als Herausgeber an Benjamin Constant fasziniert, antwortet Kurt Kloocke: »Das lässt sich in zwei Sätzen kaum sagen. Er ist einer der wichtigsten Theoretiker des Liberalismus, der zu jeder zentralen Frage etwas Entscheidendes zu sagen hat. Außerdem war er ein klarer Kopf und ein brillianter Stilist; wissenschaftsgeschichtlich ist er durch seine Schriften zur Religionstheorie von großem Interesse.«



## attempo! 11/2001 Studium und Lehre

### - Die Themen:

- [Legitimiert für ein langes Studium](#)  
Neu in Tübingen: Modellprojekt Teilzeit-Studieren am Institut für Erziehungswissenschaften
- [Über 500 Jahre zwischen Hörsaal und Bibliothek](#)  
Ausstellung über Studentenleben im Stadtmuseum
- [Zeichnerin, Sandmann, Dompteurin? Wie Hilfswissenschaftler ihr Geld verdienen](#)  
Drei Beispiele zeigen, wie vielseitig die angehenden Forscher im Einsatz sind.
- [Anstandsbesuch und Initiationsritus: die Antrittsvorlesung](#)  
Universitäre Rituale (1)



## *Legitimiert für ein langes Studium*

Von Gabriele Förder

### **Neu in Tübingen: Modellprojekt Teilzeit-Studieren am Institut für Erziehungswissenschaft**

Zum Beispiel Heike: Die 28jährige hat zwei kleine Kinder. Mit dem Abschlusszeugnis einer Fachhochschule für Sozialwesen in der Tasche, wurde sie erst einmal Mutter. Seit sechs Jahren ist Heike zu Hause. Um sich weiter zu qualifizieren, würde sie gerne ein Aufbaustudium im Fach Erziehungswissenschaft beginnen. Aber das Risiko, es mit der Doppelbelastung nicht innerhalb der Regelstudienzeit zu schaffen und vielleicht sogar Studiengebühren bezahlen zu müssen, ist ihr zu groß. Heike steht für viele andere junge Menschen, die aus verschiedenen Gründen nicht Vollzeit studieren können. Wenn sie es dennoch wagen und nebenbei berufstätig sind, kleine Kinder haben und die womöglich noch alleine großziehen müssen, zieht sich ihr Studium gewaltig in die Länge. Am Ende gelten sie als Bummelanten. Oder sie geben vorzeitig auf und schaffen keinen Abschluss.

Das soll sich zumindest am Tübinger Institut für Erziehungswissenschaft (IfE) zum kommenden Wintersemester ändern. Von da an darf in den Diplomstudiengängen Erziehungswissenschaft im grundständigen und im Aufbaustudium auch Teilzeit studiert werden. »Damit sind diese Leute legitimiert, länger fürs Studium zu brauchen«, sagt Cornelia Wolf, zusammen mit Gisela Ehlers auf je einer halben Stelle Geschäftsführerin am IfE. Aber nicht nur junge Eltern haben die Tübinger Erziehungswissenschaftler als Zielgruppe im Auge. Auch Studierende, die aus wirtschaftlichen Gründen oder als berufspraktische Ergänzung zum Studium nebenher jobben und solche, die zu Hause Angehörige pflegen, sollen in den Genuss des neuen Angebots kommen.

### **Veränderte Lebensplanung**

In Seminaren und in der Studienberatung am IfE wurde es in den vergangenen Jahren überdeutlich: »Viele studieren faktisch schon Teilzeit, besonders im Aufbaustudiengang«, erklärt Cornelia Wolf. Diese Erkenntnis wird von anderer Seite bestätigt: So empfahl beispielsweise der Wissenschaftsrat im Mai 1998, Studienmöglichkeiten zu schaffen, die den Lebensumständen entsprechen. Nicht voll zu studieren, sei kein persönliches Fehlverhalten, sondern Ausdruck einer veränderten Berufs- und Lebensplanung.

Auch die fünfte Sozialerhebung des deutschen Studentenwerks von 1998 zeigt, dass Teilzeit-Studierende heutzutage nicht mehr die große Ausnahme sind: elf bis 18 Prozent der Hochschulüler studieren faktisch nur mit halbem Zeitaufwand, das heißt weniger als 25 Stunden pro Woche. Parallel dazu hat die Zeit, die für Erwerbstätigkeit verwendet wird, in den vergangenen zehn Jahren deutlich zugenommen.

Nun wollten es die Tübinger Pädagogen genau wissen. Im Wintersemester 1999/2000 veranlassten sie eine Institutserhebung und bekamen es schriftlich: 15 Prozent der am IfE eingeschriebenen Studierenden haben Kinder. Von diesen Eltern studieren 90 Prozent faktisch Teilzeit. 84 Prozent aller am IfE Studierenden finanzieren einen Teil ihres Lebensunterhalts mit Gelegenheitsjobs oder ständiger Erwerbsarbeit. Fast zwei Drittel der erwerbstätigen Studierenden haben nebenher eine Arbeit, die sie für den Beruf qualifiziert eine durchaus sinnvolle Sache.

Für einen beträchtlichen Teil der Studierenden hat sich damit das Vollzeit- in ein Teilzeitstudium gewandelt. Grund genug für das IfE, die Möglichkeiten des neuen Universitätsgesetzes auszuschöpfen: Zum Jahresende 1999 wurde beim Wissenschaftsministerium der Antrag auf Einrichtung des Teilzeitstudiums gestellt. Das auf drei Jahre angesetzte Modellprojekt »Diplomteilzeitstudiengang und Aufbauteilzeitstudiengang Erziehungswissenschaft« bietet 40 Studienplätze. Schon im Frühsommer gab es eine Menge Interessenten, die

sich nach den Formalien für die Aufnahme erkundigten.

Flexibel sind die neuen Studiengänge, nicht nur was das Zeitbudget angeht. So ist es zum Beispiel möglich, jeweils nach zwei Semestern aus dem Vollzeit- in das Teilzeitstudium und umgekehrt zu wechseln, je nachdem wie sich die persönlichen Lebensumstände verändert haben.

Inhaltlich gibt es zwischen den beiden Zeitvarianten keinerlei Unterschiede. Die Teilzeit-Studierenden haben ganz einfach doppelt soviel Zeit, ihr Studium abzuschließen wie die Vollzeit-Pädagogen: acht Semester im Grund- und nochmals acht Semester im Hauptstudium.

Das Aufbaustudium Erziehungswissenschaft dauert in der Teilzeit-Variante mit acht anstelle von vier Semestern auch entsprechend länger. Die Zeit für die Prüfungsvorbereitung ist in allen Studiengängen gleich, damit die Vollzeit-Studierenden nicht benachteiligt sind.

Immer zum Wintersemester sollen sich die Studierenden in ihren Studiengang zurückmelden, also entweder bei der Teilzeit bleiben oder ins Vollzeit-Studium wechseln. Dabei haben die Teilzeit-Leute jedesmal nachzuweisen, dass sie die Zulassungsbedingungen noch erfüllen. Ist das nicht der Fall, müssen sie wieder ins Vollzeit-Studium einsteigen.

In den Niederlanden, Großbritannien und den USA schon längst gängige Praxis, muss sich das Teilzeit-Studium an deutschen Universitäten erst noch etablieren. In Tübingen haben die Pädagogen einen ersten Schritt dazu getan.

# Über 500 Jahre zwischen Hörsaal und Bibliothek

Von Kathrin Fastnacht

## Ausstellung über Studentenleben im Stadtmuseum

Unter dem Titel »Forschungszwang und Freiheitsgeist« präsentiert das Stadtmuseum Tübingen vom 29. September bis 2. Dezember 2001 eine Ausstellung über das Tübinger Studentenleben vom 16. Jahrhundert bis heute. attempto! stellt als Appetithäppchen drei Exponate zum Kapitel »In Hörsaal und Bibliothek« vor. Die Ausstellung zeigt als weitere Aspekte des studentischen Lebens Wohnen, Freizeit, Sport und politische Betätigung. Das Stadtmuseum in der Kornhausstraße ist Dienstag bis Freitag von 15 bis 18 Uhr sowie Samstag und Sonntag von 11 bis 18 Uhr geöffnet.

### Vorlesung im 16. Jahrhundert

Mit 200 Studenten und 14 Professoren begann die Alma Mater Tubingensis 1477 ihren Lehrbetrieb. Viele Vorlesungen fanden in der Anfangszeit in den Studierstuben der Professoren statt. Das Collegium Vorgängerbau der Alten Aula wurde als erstes Gebäude für die Universität erworben und beherbergte neben Unterkunftszimmern für Professoren auch Räume für Prüfungen, Disputationen und den Unterricht. In der Burse, im Evangelischen Stift und dem Vorgänger des Wilhelmsstifts dem Collegium illustre gab es ebenfalls Studier- und Vorlesungsräume. Der Platz reichte bis zum Bau der Neuen Aula 1845.

Graphik: Holzschnitt aus Sebastian Münsters Cosmographia, um 1560, Stadtmuseum Tübingen

### Bibliothek im Rittersaal um 1820

Zu den Orten des Lernens zählte auch die Universitätsbibliothek: »So will ich auch mein buecher geben ..., sie soll man stellen in der Universitett liberey in ain beschlossenen kopffhauß [Schränk] und wölcher stipendiatt ains bedarff, dem soll mans leychen.« Der erste Beleg für eine Universitätsbibliothek in Tübingen stammt von 1522. Regelmäßige Öffnungszeiten führte erst der Unterbibliothekar

Jeremias David Reuss 1774 ein, frei zugängliche Bestandskataloge existierten noch nicht für die wenigen Bücher. Mit der Fertigstellung der Alten Aula 1547 bekam die Bibliothek eigene Räume. Im Jahr 1818 wurde die Bibliothek mit ihren inzwischen rund 60 000 Bänden in den Rittersaal auf Schloss Hohentübingen verlegt.

Kupferstich: Stadtmuseum



*Der Bibliothekssaal zu Tübingen*

von C. B. Winkler in Tübingen

### Benutzer des Zettelkastens in der Unibibliothek

Tübingen rückte im 19. Jahrhundert in die erste Reihe der deutschen Bibliotheken auf. Gekrönt wurde diese Entwicklung durch den Umzug in ein eigenes modernes Bibliotheksgebäude 1912 den Bonatzbau mit dem historischen Lesesaal. Zur gleichen Zeit wurde ein alphabetischer Zettelkasten angelegt, der erstmals eine eigenständige, vom Bibliothekar unabhängige Recherche den Studierenden ermöglichte. 1963 war ein weiterer Neubau fertig, der durch erneuten Anbau von 2001 ergänzt wird .

Foto: Carl Näher, um 1960, Stadtarchiv Tübingen



## *Zeichnerin, Sandmann, Dompteurin? Wie Hilfswissenschaftler ihr Geld verdienen*

Von Janna Eberhardt

**Das Berufsbild ist unklar. Kopieren und Literatursuchen gehören vielleicht zu den häufigsten Tätigkeiten. Doch sortieren sie auch Münzsammlungen, leiten Seminare oder helfen den Studierenden im botanischen Praktikum, das Mikroskop einzustellen. Studentische Hilfskräfte oder »Hiwis« wirken meistens im Hintergrund für 15,68 Mark die Stunde. Drei Beispiele zeigen, wie vielseitig die angehenden Forscher im Einsatz sind.**



»Die meisten anderen Studenten zeichnen mal drei oder auch zehn Stücke, dann gehen sie dankend.«

Susanne Feine zeichnet Steinartefakte, von urzeitlichen Menschen bearbeitete Steinwerkzeuge. Die Studentin der Älteren Urgeschichte, Geologie und Geoökologie arbeitet seit drei Jahren mit 20 bis 30 Stunden im Monat als Hiwi. Warum werden die unscheinbaren Steine nicht einfach fotografiert? »Die meisten Informationen, die in dem Stein stecken, kommen dabei gar nicht heraus«, erklärt die Hiwi. Meistens handelt es sich um Abschläge so genannter Kerne, von denen sie abgetrennt wurden. Die dabei entstandenen charakteristischen Linienmuster der Schlagwellen bringt sie in die Zeichnung ein. Außerdem wird jede Gesteinsart mit Strichen oder Punkten unterschiedlich dargestellt. Das Zeichnen gehörte zu einem Pflichtkurs während des Studiums, in dem alle Urgeschichtler die komplizierten Zeichnungen von Steinartefakten interpretieren lernen: »Der Stein wird für die Zeichnung geklappt, so dass er von allen Seiten zu sehen ist«, sagt Feine. Sie hat auch dafür gesorgt, dass die Zeichnungen am Institut nun nach einer einheitlichen Norm angefertigt werden. Die Rückenmesser für Geschosspitzen oder Stichel für die Bearbeitung von Geweihen kommen von Ausgrabungsstätten zum Beispiel von der Schwäbischen Alb oder auch von privaten Sammlern. Interessant werden sie im Zusammenhang der Gesamtfunde und den Datierungen einer Ausgrabung. Häufig steht Feine unter Zeitdruck wegen geplanter Publikationen der Wissenschaftler, denen sie zuarbeitet. Dennoch braucht sie viel Geduld. »Zuerst muss ich den Stein analysieren. Am Anfang habe ich ihn dann gedreht und gewendet, inzwischen sehe ich gleich, wie es geht«, erzählt sie. Feine zeichnet erst mit dem Bleistift, dann wird in Tusche durchgezeichnet, gescannt und im Computer nachbearbeitet. Mit ihrer besonderen Zeichenkunst will sich die Studentin auch »ein Standbein für später schaffen« als Alternative zu den begehrten Stellen in Museen und bei Landesdenkmalämtern. Und als ob das Zeichnen nicht an sich schon ein schwieriger Job wäre, muss Feine in ihren Hiwistunden nebenher auch noch Aufsicht über die Institutsbibliothek führen. »Aus Ersparnisgründen«, erklärt sie.

Thomas Piepenbring zerkleinert Gesteinsbrocken zu Pulver seit anderthalb Jahren mit 38 Stunden pro Monat. »Mir gefällt, dass es eine weniger kopflastige Tätigkeit ist«, sagt der Geologiestudent, während er eine Schüssel Steine unter die so genannte Quetsche stellt. Es sieht eher nach körperlichem Einsatz aus, wenn er geschickt eine große Schraube in Gang setzt, die einen schweren Kolben auf die Steine drückt. Zurück bleiben kleine Bröckchen wie Splittstreu für glatte Fahrbahnen. »Nur bei ganz großen Gesteinsbrocken nehme ich auch mal den Vorschlaghammer.« Nun muss Piepenbring die Kleidung wechseln. »Es staubt gewaltig, ist aber ungefährlich«, kommentiert er Kittel, Mund- und Gehörschutz. Jetzt kommt die Schlagkreuzmühle zum Einsatz, die mit einem Rotor die Steinchen weiter in ganz kleine Körner zerschlägt. »Manchmal ist der Stein so frisch und klebrig, dass es Probleme macht.« Piepenbring muss sehr sauber arbeiten und die Maschinen nach jeder Gesteinsprobe penibel reinigen. Denn aus dem Gestein werden jedes Mal die gleichen Mineralien isoliert, Zircon und Apatit. Nach dem Sieben werden die Proben in einem Gerät mit ständigem Wasserzulauf in verschiedene Fraktionen getrennt wie bei den Goldgräbern. Für die weiteren Trennschritte nach Masse und magnetischen Eigenschaften der Mineralien ist der Hiwi nur ausnahmsweise zuständig. Zum Schluss bleibt von mehreren Kilogramm Probenmaterial nur ein winziges Gläschen übrig. Das in den Mineralien Zircon und Apatit enthaltene Uran zerfällt ständig und hinterlässt Spaltspuren, die unter dem Mikroskop sichtbar sind. »Die Zahl der Spaltspuren gibt den Geologen Hinweise, wann ein Gestein erkaltet ist. Die Spaltspuren sind nur ab dem Zeitpunkt erhalten, als Zircon unter 200 Grad und Apatit unter 100 Grad heiß war. Das ist eine radiometrische Uhr«, erklärt der Hilfswissenschaftler, der neue Kollegen sucht.



»Steine stinken nicht und sind nicht giftig.«

Susan Sümer dressiert Fledermäuse. Die Diplomandin in der Biologie arbeitet seit einem dreiviertel Jahr 60 Stunden pro Monat als Hiwi. Acht Tiere trainiert sie jeden Tag teils für ihre Diplomarbeit, teils als Hiwi. In einem abgedunkelten, schalldichten Flugkäfig setzt sie die Tiere der amerikanischen Art *Eptesicus fuscus*, die eng mit der heimischen Breitflügel-Fledermaus verwandt sind, einzeln auf eine spezielle Apparatur. Die Fledermäuse bewegen sich vor allem krabbelnd, da ihre Flugmuskulatur schlecht ausgebildet ist. Die Apparatur zum Testen der Echoortung der Fledermäuse bietet zwei Wege: Die Tiere sollen jeweils in die Richtung gehen, aus der sie das Echo des jeweils näheren Hindernisses hören. »Als Hiwi dressiere ich die Fledermäuse auf Phantomechos. Dazu werden die Ortungslaute, die die Tiere selbst ausstoßen, von einem Computer verfälscht und zurückgeworfen«, erklärt Sümer. Bewegte Ziele werden durch Frequenzänderungen, lautere und leisere Echos, simuliert. »Wenn das Tier dorthin läuft, wo das Echo schneller zurückfällt, gibt es ein Stück Mehlwurm zur Belohnung.« Noch ist alles in der Trainingsphase. »Ich will herausbekommen, wie die Fledermäuse Entfernungen messen und



wie gut sie zwei dicht beieinander liegende Echoquellen noch unterscheiden können«, erklärt die Diplomandin. Sie muss sicherstellen, dass die Flattertiere bei den Versuchen nicht ihre Augen zu Hilfe nehmen. Doch ihre Schützlinge kennt Sümer gut: »Wenn sie die Echoortung zur Orientierung nutzen, hört man ein leises Klappern in ihrer Kehle«, erklärt sie. Die Fledermäuse sind schon vordressiert, sonst würde es lang dauern. Für das Foto hat sie einen besonders geduldigen, wohl fast 20jährigen Methusalem geholt, der bei den Biologen sein Gnadenbrot bekommt. »Bei den Versuchen macht er immer noch prima mit«, sagt Sümer. Nur die Mehlwürmer als Belohnung sind für ihn nicht mehr sehr reizvoll. »Wenn er nicht nur damit spielt, dann schlotzt er ewig daran herum, weil er keine Zähne mehr hat. Bei den Experimenten dauert das einfach zu lange.«

»Wenn sie keine Lust mehr haben, fliegen die Fledermäuse einfach weg.«

## ***Anstandsbesuch und Initiationsritus: die Antrittsvorlesung***

Von Michael Seifert

### **Universitäre Rituale (1)**

Freitag Spätnachmittag an einem heißen Sommertag und trotzdem ein gefüllter Hörsaal in der Neuen Aula. Festlich gekleidete Menschen: Professoren nebst Gattinnen und Studierende drücken die gleichen traditionsreichen Bänke. Erwartungsvolles Stimmengewirr, Händeschütteln, dezenter Pflanzenschmuck. Wir sind in einer Antrittsvorlesung.

Antrittsvorlesungen sind so alt wie die Institution Universität. Schon im späten Mittelalter, in der Gründungsphase der ältesten Universitäten in Italien, wurde die erste Vorlesung eines frisch gebackenen Magisters oder eines neu an die Universität berufenen Professors als »inauguratio« feierlich begangen. Die Einladungen dazu zunächst handgeschrieben wurden öffentlich ausgehängt. Die älteste im Uniarchiv erhaltene Einladung datiert vom 23. Mai 1584 und betrifft die erste Tübinger Vorlesung des Physikers Michael Mästlin, dessen 450-jähriger Geburtstag im vergangenen Jahr feierlich begangen wurde. Veranstaltungsort war bis zur Reformation der Chor der Stiftskirche, danach die Aula.

Traditionsgemäß eröffnet der Dekan die Antrittsvorlesung. Anders als bei den Juristen verzichten Dekan und Redner in der Fakultät für Kulturwissenschaft heute auf den Talar. Eine aktuelle hochschulpolitische Bemerkung mag sich der Dekan nicht verkneifen: »Wir leben in finanziell harten Zeiten, um so erfreulicher ist eine Antrittsvorlesung.« Dann verliest er »dem akademischen Brauch folgend« die Vita von Lutz Richter-Bernburg, der schon über ein Jahr auf dem Lehrstuhl für Islamkunde in Tübingen lehrt (vgl. *attempto!* 9/2000) und den er als »besonders liebenswürdigen Kollegen« rühmt. Dieser, das Jackett salopp über die Schultern gelegt, beginnt seinen Vortrag zum Thema »Gottesebenbildlichkeit und Menschenwürde im Islam«, nachdem er zuvor eigenhändig die Tafel gewischt hat. Der Vortrag ist eine Zeitreise mit kultur-, politik- und religionsgeschichtlichen Vor- und Rückwärtssprüngen von 610 bis zur Gegenwart. Präzise 45 Minuten später schließt Richter-Bernburg seinen Vortrag ab, auch das gehört zu den Spielregeln. Lang anhaltendes Klopfen, Klatschen aus dem Auditorium, und ein Blumenstrauß wird überreicht. Es folgen die obligatorischen Häppchen, es könnten auch Butterbrezeln sein, beim geselligen Beisammensein im Kleinen Senat.

### **Eine gewisse Lebensart**

Lutz Richter-Bernburg sieht in der Antrittsvorlesung »ein begrüßenswertes Ritual. Das Fach präsentiert sich darin der universitären Öffentlichkeit und darüber hinaus. Sie erhält einen Einblick in die Werkstatt des Faches, das somit für ein breiteres Publikum erfahrbar wird.« Seine Sorge ist, dass diese Funktion der Antrittsvorlesung langsam in Vergessenheit geraten könnte. Von besonderer Bedeutung für ihn ist die Teilnahme der Familie: Da sein Sohn im Ausland war, hat er lange mit der Antrittsvorlesung gewartet. Und die Qualität der Häppchen, welche Bedeutung hat sie? Sie sei in das Belieben des einzelnen gestellt, »eine gewisse Lebensart außerhalb der Gelehrsamkeit tut der Wissenschaft jedoch keinen Abbruch«. Mit den »wahren Schlachten«, als die Walter Jens in seiner Universitätsgeschichte die oft 15-gängigen Nachfeiern des 16. und 17. Jahrhunderts schildert, hat die moderne Antrittsvorlesung freilich nichts mehr zu tun.

Ein zweiter Typ von Antrittsvorlesung betrifft die Privatdozent(inn)en. Mit deren öffentlicher Antrittsvorlesung wurde das Habilitationsverfahren früher förmlich abgeschlossen, für Richter-Bernburg eine Art »Initiationsritus«. Gabriele Haug-Moritz von der Geschichtswissenschaftlichen Fakultät hat ihre Antrittsvorlesung im Juli gehalten es war die letzte in der Geschichtswissenschaftlichen Fakultät vor deren Fusion mit der Philosophischen Fakultät. Auch wenn die Antrittsvorlesung in der neuen Habilitationsordnung nicht



mehr vorgeschrieben ist, ist sie nach wie vor ein »Soll«.

Haug-Moritz sieht denn auch eher eine gesellschaftliche als eine akademische Bedeutung: »Es versammeln sich die Leute, die einen langen Weg mit einem gegangen sind, und auch Freunde, denen man zeigen möchte, was man in der langen Zeit eigentlich gemacht hat, womit man sich in der Forschung beschäftigt.« Inhaltlich ist die Antrittsvorlesung ein kleiner Balanceakt, denn Haug-Moritz wollte »für die Kollegen wissenschaftlich etwas Neues hineinpacken und zugleich berücksichtigen, dass Freunde und Bekannte in dem gemischten Publikum keine Ahnung von dem Thema hatten.«



## atempto! 11/2001

### Unikultur

#### - Die Themen:

- Hier darf jede(r) dichten  
Das Studio Literatur und Theater präsentiert sich im Wintersemester mit einer Eisenhansl-Inszenierung
- »Nur ein Symbol im Herzen der anderen«  
Amos OZ wird nächster Poetik-Dozent
- Du sollst erinnern  
Wie die Universität Tübingen der Opfer der NS-Diktatur gedenkt
- Que sera, Schlatterhaus?  
Die traditionsreiche Mensa am Österberg ist von Schließung bedroht

## *Hier darf jede(r) dichten*

Von Gabriele Förder

### **Das Studio Literatur und Theater präsentiert sich im Wintersemester mit einer *Eisenhans* -Inszenierung**

Genug von der Physik, die Nase voll vom Altenglischen, endlich mal wieder einen Text lesen, der sich nicht mit Wissenschaft befasst? Sogar selbst ein Gedicht oder ein Drehbuch schreiben? Das Studio für Literatur und Theater (SLT) ist der Ort an der Universität Tübingen, wo solche Träume wahr werden für Studierende aller Fachrichtungen und ohne dass es sie einen Pfennig kosten würde.

1997 eingerichtet, fördert das SLT wie das Collegium musicum und das Zeicheninstitut die künstlerische Ausbildung der in Tübingen eingeschriebenen Studierenden. Das geschieht begleitend zum Fachstudium und auf freiwilliger Basis. Das kreative Schreiben (*creative writing*) steht im Mittelpunkt des Lehrangebots und zieht sich wie ein roter Faden durch alle Veranstaltungen. Ob in der Werkstatt Prosa (Gedicht, Filmkomödie oder Dramaturgie), die Arbeitsgrundlage in den einzelnen Veranstaltungen ist in der Regel ein selbst verfasster Text, an dem die Gruppe gemeinsam feilt.

»Man muss mit nichts kommen, außer der Bereitschaft zu schreiben«, erklärt Studioleiter Uwe Kolbe das Konzept des Studios, das von ihm ebenso die Offenheit verlangt, sich von der Qualität der mitgebrachten Text überraschen zu lassen. Nach Lust und Laune suchen sich die Studierenden ein Thema im Semesterprogramm aus, und werden von Kolbe nicht selten mit hochkarätigen Referenten bedient. »Mein Part ist es, gute Leute zu finden«, sagt der gebürtige Ost-Berliner. Autorinnen und Autoren, Theater-, Verlags- und Rundfunkprofis sind die Lehrbeauftragten im SLT.

Das Wintersemester-Programm wartet auch mit bekannten Medien-Persönlichkeiten auf: Der Schriftsteller Matthias Politycki wird in der Werkstatt Kurzprosa mit den Teilnehmern darüber grübeln, wie man heutzutage noch eine Liebeserklärung formulieren kann, ohne platt oder abgedroschen zu sein. Michael Schneider, Zauberer, Autor und Professor an der Filmakademie Baden-Württemberg im Fachbereich Drehbuch, kommt ins Studio, um Interessierte mit den Tücken der leichten Muse, sprich Filmkomödie, bekannt zu machen.

Bei aller Intimität wagt das Studio immer wieder den Schritt in die Öffentlichkeit. Im Wintersemester geschieht dies mit der für März 2002 geplanten LTT-Aufführung des *Eisenhans*. Auf der Grundlage des Grimmschen Märchens verfassen die Teilnehmer der Werkstatt szenisches Schreiben/Theateraufführung einen eigenen Text, beispielsweise einen Monolog oder eine kurze Szene. Parallel zur gemeinsamen dramaturgischen Arbeit an den einzelnen Texten überlegen sich die Studierenden, wie sie für die Bühne das geschriebene Wort in gesprochene Sprache umsetzen könnten. Dann bastelt die Gruppe aus allen Entwürfen ein Textbuch für die Inszenierung im Tübinger Landestheater. Gemeinsam mit der Theater-Autorin Judith Kuckart hat Uwe Kolbe das *Eisenhans* - Projekt geplant. Warum gerade der *Eisenhans*? »Das Märchen ist materialreich, die Personen sehr stark ausgeprägt, der Text griffig«, erklärt Kolbe.

### **Abschluss möglich**

Die Studierenden, die sich im Studio melden, sind in der Regel Laien. Manche haben Schülertheatererfahrung, aber für die meisten ist der Auftritt in der Öffentlichkeit ein Sprung ins kalte Wasser. Bei der gemeinsamen Arbeit erfahren sie, wie sich ihr Text anhört, sie lernen, Textteile auszuwählen, Akzente zu setzen. Sie erfahren, dass die Person auf der Bühne nicht über Adjektive im Text, sondern über die Art, wie sie sich darstellt und mit anderen agiert, charakterisiert wird.

Mit Texten arbeiten, sich mit Theater auseinandersetzen – eine Tätigkeit, die insbesondere den Brecht- Bau-Studierenden vertraut ist. Sie bilden

auch den Hauptteil des Publikums im SLT, das über einen festen Kern von 20 bis 30 Leuten verfügt, die häufiger an Seminaren teilnehmen. Einige besonders Ambitionierte nutzen die Chance in vier Semestern mit acht Scheinen ein Abschluss-Zertifikat zu erwerben und verfügen damit über eine berufsqualifizierende Zusatzausbildung.

**Am Eisenhans) -Projekt Interessierte sollten sich bis spätestens 17.12. 2001 schriftlich oder zu den Öffnungszeiten des Studios (montags und dienstags von 9 bis 13 Uhr) persönlich in der Brunnenstraße 6 in Tübingen anmelden. Die Gruppengröße beträgt maximal 15 Teilnehmer. Die Veranstaltung findet als Kompaktseminar von 20. bis 24. Februar 2002 im Heinrich-Fabri- Institut in Blaubeuren statt Die Arbeit an der Inszenierung im Landestheater Tübingen geht von 25. Februar bis 2. März 2002 (Aufführungstermin). Mehr Infos über das SLT auch im Internet unter: <http://www.uni-tuebingen.de /Studio-Literatur-Theater/>**

## »Nur ein Symbol im Herzen der anderen«

### Amos Oz wird nächster Poetik-Dozent

Amos Oz, der zur Zeit erfolgreichste zeitgenössische Schriftsteller Israels, wird im Wintersemester nächster Tübinger Poetik-Dozent. »Wir wollten ihn schon lange nach Tübingen holen unabhängig von der jetzigen politischen Aktualität, denn er ist einer der zentralen Autoren, die über den Nahen Osten auf internationalem Niveau schreiben«, berichtet Prof. Jürgen Wertheimer, Komparatist und Organisator der Tübinger Poetikdozentur. Wertheimer will freilich keine Garantie dafür übernehmen, dass es bei einer politisch zugespitzten Lage tatsächlich zu den geplanten Poetikvorlesungen von Amos Oz kommen wird. »Jerusalem ist mehr denn je einer der zentralen Kernpunkte im Kampf der Kulturen, der aufgrund des Konfliktes in Israel und Palästina und der Terroranschläge in den USA von vielen ausgerufen wurde. Dabei nimmt Oz eine sehr klare und differenzierte Position mit eindeutig aufklärerischer Wirkung gegenüber Demagogie und Verhetzung ein.« Amos Oz will in den Vorlesungen vorwiegend über sein Schreiben sprechen, in den Rahmenveranstaltungen und Diskussionen wird es jedoch sehr wohl auch um Politik gehen können.

Amos Oz wurde 1939 in Jerusalem als Amos Klausner geboren. Als 16-jähriger zog er in den zwischen Tel Aviv und Jerusalem gelegenen Kibbuz Hulda. Nach dem Militärdienst studierte Oz von 1960 bis 1963 Philosophie und Literaturwissenschaft an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Neben ersten schriftstellerischen Versuchen arbeitete er auf den Baumwollfeldern des Kibbuz, war eine Zeitlang im Schuldienst tätig und engagierte sich für zahlreiche Friedensinitiativen. Sowohl 1967 als auch während des Jom-Kippur-Krieges (1973) kämpfte Oz in einer Panzereinheit für sein Land. 1985 wurde er »Writer in residence« am Colorado Springs College, USA. 1986 verließ Amos Oz mit seiner Familie den Kibbuz und lebt seitdem in Arad in der Negev-Wüste. Seit 1993 unterrichtet er als Professor für hebräische Literatur an der Universität Beersheva.

Amos Oz gilt als kritischer Beobachter und scharfsinniger Analytiker der Lebenswirklichkeit in Israel. Seit 1961 erschienen Kurzgeschichten von ihm in Tageszeitungen und literarischen Zeitschriften. Der erste Erzählband kam 1965 heraus; ein Jahr später folgte der Roman »Mein Michael«, der dem Autor den literarischen Durchbruch brachte. In diesem Roman beschreibt Oz den israelischen Alltag aus der Perspektive einer Frau, die an der Enge ihrer Ehe und an der Brüchigkeit und Lieblosigkeit des israelischen Alltags leidet. In »Bis zum Tod« (1971) erzählt Oz eine historische Episode aus der Zeit der Kreuzfahrer, die von den Lesern auch als Parabel auf die Situation Israels im Verhältnis zu seinen arabischen Nachbarn gelesen wurde. Die Erzählungen von Oz sind von einer tiefen Ernsthaftigkeit geprägt, die an die deutsche Literatur unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg erinnert. Oz selbst bezeichnet sich gelegentlich als »zionistischer Jude«, wobei es nicht um die religiöse Überlieferung geht, sondern um das Anderssein als Jude. Sein Ziel ist, sich von dem Alptraum zu befreien, »nur ein Symbol im Herzen der anderen sein zu müssen«.

Sein gesamtes literarisches Werk, in dem es oft um die Schwierigkeiten geht, als Bürger und Mensch in Israel zu leben, will Amos Oz aber nicht nur politisch verstanden wissen. Politisch äußert er sich freilich auch häufig (etwa in: »Die Hügel des Libanon, Politische Essays«, 1995, und jüngst: »Israel und Palästina: Ein Zweifamilienhaus? Politische Essays«, 2001). Seine Grundüberzeugungen im Nahost-Konflikt erwiesen sich schon sehr früh als scharfsichtig; er forderte nämlich, dass sowohl Israelis wie auch Palästinenser ihre fundamentalistischen Positionen aufgeben müssen, um eine Lösung des Konfliktes zu ermöglichen. Amos Oz gehört zu den Mitbegründern der Bewegung »Schalom Aschav« (»Frieden jetzt«, 1977). Für sein Engagement im Friedensprozess, der gegenwärtig allerdings eher Rückschläge zu verzeichnen hat, wurde Amos Oz 1992 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet.

Dieser Tage erscheint die deutsche Übersetzung des neuesten Romans von Amos Oz : »Sumchi. Eine wahre Geschichte über Liebe und Abenteuer«, in dem Oz seine eigene Kindheit beschreibt. Sehr lebendig wird die Liebesgeschichte, um die es vor allem geht, vor dem

Hintergrund der in Jerusalem aktuellen politischen und gesellschaftlichen Situation nach 1947 erzählt.

RED

## *Du sollst erinnern*

Von Ulrike Grünekle

### **Wie die Universität Tübingen der Opfer der NS-Diktatur gedenkt**

Angenommen die zehn Gebote wären nach der deutschen Katastrophe von Auschwitz neu geschrieben worden hätte ihnen dann nicht ein elftes Gebot angefügt werden müssen: »Du sollst erinnern«? Der Berliner Philosoph Michael Theunissen formulierte in seiner Rede zur Verleihung des Lucas-Preises, was Erinnern an die Opfer des Nationalsozialismus heute heißt da die Generation der Opfer und Täter langsam ausstirbt. Es gibt, betonte er, eine Form des Erinnerns, das nicht an die unmittelbare Erfahrung geknüpft ist, sondern von der imaginativen Einfühlung lebt. Es gibt faktisch keine freie Wahl im Umgang mit der jüngst vergangenen Geschichte: »Wir sollen erinnern, was wir nicht erinnern wollen.« Wo wird an der Universität Tübingen öffentlich der Opfer des Nationalsozialismus gedacht?

### **Gedenktafel Neue Aula**

Am 20. Juli 1984 wurde in der Eingangshalle der Neuen Aula eine Gedenktafel für Mitglieder des Widerstands, die in Tübingen studiert haben, angebracht. Zu ihnen gehören unter anderem Carl Goerdeler sowie Dietrich und Klaus Bonhoeffer. Über der Liste der elf am Widerstand gegen Hitler beteiligten Personen steht dort ein Satz von Dietrich Bonhoeffer über die Freiheit zu lesen: »Freiheit, dich suchten wir lange in Zucht und in Tat und in Leiden. Sterbend erkennen wir nun im Angesicht Gottes dich selbst.« Die Erinnerung an die, die lange vor uns hier studiert haben, macht Sinn: Sie veranschaulicht die Generationenfolge, die durch die Ermordung dieser Widerständler künstlich unterbrochen wurde. Was hätten wir alles erfahren können, wenn diese Menschen weitergelebt hätten?

### **Gräberfeld X**

1989 ging im Zusammenhang mit der NS-Diktatur der sogenannte »Anatomie-Skandal« durch die Presse: In mehreren Anatomie-Sammlungen an Universitäten in Deutschland befanden sich Präparate, die von Opfern des Nationalsozialismus stammten. Von einer unabhängigen Kommission wurden damals alle Präparate-Sammlungen von medizinischen Einrichtungen der Universität Tübingen untersucht. Mikroskopische Präparate von mindestens fünf Personen, die von NS-Sondergerichten zum Tode verurteilt worden sind, befanden sich dieser Untersuchung zufolge noch in der Sammlung des Anatomischen Instituts.

Die Kommission empfahl daraufhin der Universität, die Leichenpräparate würdig zu bestatten. Die Präparate wurden auf dem Gräberfeld X des Stadtfriedhofs begraben, dort wo in den Jahren 1933-45 rund 600 Nazi-Opfer verschiedener Staatsangehörigkeit »nach gewaltsamem Tod«, wie es auf der Gedenktafel heißt, bestattet worden waren.

Die Funktionalisierung von Andersdenkenden als physisches Material ist ein Verbrechen, das sich der Vorstellung entzieht und das wir vielleicht auch mit Recht nicht erinnern wollen. Stellvertretend für das Vorstellungsvermögen des Einzelnen kann das öffentliche Gedenken das Muss des Erinnerungsauftrags erfüllen.

### **Die Weiße Rose**

Die dritte Gedenkstätte an der Universität Tübingen ist dem imaginativen Akt der Erinnerung eines einzelnen entsprungen und darum für uns besonders hilfreich. Karl Poralla, Professor für Mikrobiologie an der Universität Tübingen, hatte Ende der 80er-Jahre die Idee für eine Gedächtnisstätte zu Ehren der Widerstandsgruppe Weiße Rose: »Etwa im August 1989 wurde in der Tübinger Lokalzeitung eine

Diskussion über die Gestaltung des Geschwister-Scholl-Platzes geführt. Eine Meinung zur Gestaltung des Platzes war, man sollte den Platz als Parkplatz erhalten. Diese Meinung hat mich sehr enttäuscht und gab den Anstoß für das im folgenden beschriebene Projekt. Ich dachte, für die Geschwister Scholl und ihre Schicksalsgefährten müsste man in Tübingen eigentlich etwas mehr machen, damit vielleicht noch mehr Menschen verstehen, wie wichtig die Gruppe (Weiße Rose) für uns alle ist. Mein Labor liegt direkt neben dem Botanischen Garten und ich schaue fast täglich auf ihn hinunter. So kam mir eines Tages die Idee, in Kombination mit der Pflanze weiße Rose für die Gruppe (Weiße Rose) etwas zu gestalten. Auf drei Steinen aus griechischem Marmor sollten neben der Pflanze weiße Rose die drei Worte DIE WEISSE ROSE in Antiqua eingemeißelt werden. Als Besucher des Botanischen Gartens wird man durch diese Marmorsteine vor eine Frage gestellt. Vielen wird der Sinn einfallen und andere werden vielleicht einen der Gärtner danach fragen. So wird der Besuch im Botanischen Garten verbunden mit einer Erinnerung an deutsche Geschichte.« Vom Direktor des Botanischen Garten erwirkte Poralla die Zustimmung zur Aufstellung seines Denkmals, das seit dem 2. November 1990 dort zu sehen ist.

Drei Beispiele für das Gedenken an die Opfer in Tübingen. Weitere (Gedenk-Fälle) könnten in Zukunft miteinbezogen werden. Im Mai dieses Jahres gab die Tübinger Universität 900 medizinische Fachbücher an die Eigentümer zurück. Die Gestapo hatte die Bände beschlagnahmt und 1938 der Universitätsbibliothek übergeben. Wo anders als in der Bücherstadt Tübingen könnte die Erinnerung an die geraubten Bücher und ihre Besitzer glaubwürdiger gepflegt werden?



## *Que sera, Schlatterhaus?*

Von Maximilian von Platen

### **Die traditionsreiche Mensa am Österberg ist von Schließung bedroht**

Bei Umfragen unter Studierenden schnitt das Schlatterhaus im Vergleich zu den anderen Tübinger Mensen immer am besten ab: Atmosphäre, Sauberkeit, Wartezeit, vegetarisches Angebot, Quantität der Portionen sowie das angeschlossene Café Abendrot – das waren die wesentlichen Gründe für die Beliebtheit des Schlatterhauses. Und dennoch erklommen zuletzt immer weniger Studierende mittags den Österberg, im Schnitt 60 bis 70 Esser. Zu wenig für den langjährigen Pächter, das Studentenwerk Tübingen. Laut Geschäftsführer Eberhard Raaf müssten »mindestens 450 Essen am Tag« verkauft werden, damit das Studentenwerk die Mensa Schlatterhaus rentabel betreiben könnte. Als Folge droht dem traditionsreichen Speisesaal – den ersten Mittagstisch gab es hier bereits am 1. Mai 1914 – jetzt das Aus: Zum 1. September 2001 hat das Studentenwerk den Pachtvertrag mit der Evangelischen Landeskirche gekündigt.

Anfang der 90er-Jahre kamen noch im Schnitt 600 Studierende zum Essen ins Schlatterhaus, lange Schlangen vor dem Eingang waren keine Seltenheit. Insbesondere die Einführung eines vegetarischen Stammessens in der Mensa Wilhelmstraße ging Studentenpfarrer Ludwig von Dobeneck zufolge »spürbar« zu Lasten des Schlatterhauses. Aber auch der starke Rückgang der Studierendenzahlen auf unter 20000 sowie der Wegzug des Instituts für Anatomie haben zu der negativen Entwicklung beigetragen. Ludwig von Dobeneck will das Schlatterhaus als Mensa erhalten, möglicherweise in Eigenregie der evangelischen Gesamtkirchengemeinde. Er fürchtet nicht allein die fehlenden Mieteinnahmen, sondern viel mehr noch den Verlust der »öffentlichen Wirksamkeit« des multifunktionalen Schlatterhauses.

Das Schlatterhaus wurde 1914 von den alten Herren (»Altfreunde«) der »Deutschen Christlichen Studentenvereinigung« (DCSV) als Verbindungshaus für christliche Studenten eingeweiht. 1938 drohte die Enteignung des Schlatterhauses durch die Nationalsozialisten. Um dies zu verhindern, schenkten die Altfreunde das Schlatterhaus der Württembergischen Landeskirche und ließen sich im Gegenzug als Pächter einsetzen. Nach dem Krieg schlossen sich die von den Nazis verbotenen Verbände christlicher Studenten und christlicher Studentinnen zum Verband der »Evangelischen Akademikerschaft« (EA) zusammen. Dieser blieb bis 1982 Pächter des Schlatterhauses und sitzt bis heute im Heim- und Hausausschuss des Schlatterhauses.

Anziehungspunkt war seit dem Einweihungsjahr 1914 auch der traditionelle Mittagstisch im Schlatterhaus. Lange Jahre, bis Ende der 70er-Jahre, kochten hier festangestellte Hauswirtschaftsleiterinnen und prägten die gastfreundliche Aura des Hauses. Anfang der 80er-Jahre pachtete dann das Studentenwerk Tübingen den großen Saal für die Mensa Schlatterhaus und machte daraus mit großem Erfolg eine vegetarische Alternative zur Mensa in der Wilhelmstraße.

Das Schlatterhaus ist heute über seine Funktion als Mensa und als Haus der Württembergischen Landeskirche hinaus fester Bestandteil des studentischen und gesellschaftlichen Lebens in Tübingen: Hier wird konfessionsübergreifend über Themen wie Dritte Welt, Homosexualität, Theologie, Literatur oder Philosophie diskutiert. Hier gibt es Sprachunterricht für Asylanten, Andachten der Russisch Orthodoxen Gemeinde, einen Besuchsdienst für Abschiebe-Häftlinge, eine Kindergruppe und in Notfällen Kirchenasyl. Zwei Wohngemeinschaften leben im Schlatterhaus, Seminare, Vorträge und Konzerte finden hier statt. Eine Besonderheit ist auch die »Sonntagsküche«, zu der sich wöchentlich Berber, Junkies und Punker im Schlatterhaus versammeln, um von ehrenamtlichen Helfern eine warme Mahlzeit serviert zu bekommen. Diese Offenheit und Vielfalt wird das Schlatterhaus auch nach Schließung der Mensa behalten, aber der fehlende Mittagstisch würde doch eine Lücke hinterlassen. Der Hausausschuss des Schlatterhauses ist dabei, bis zum Semesterbeginn ein neues Konzept – pfiffig und zugleich kostendeckend – für den Mittagstisch zu realisieren.

## *Wo der Geist befruchtet und beflügelt*

Von Michael Seifert

### **Blaubeuren und die Universität in Gegenwart, Mittelalter und Eiszeit**

Unistandort Blaubeuren? Die Highlights der Verbindung der Universität Tübingen zu Blaubeuren liegen in der Eiszeit, im späten Mittelalter und in der Gegenwart. Mit dem Heinrich-Fabri-Institut hat die Universität heute einen modernen Standort auf der Schwäbischen Alb nahe bei Ulm, was an der dortigen Universität 1985 zu nicht unerheblichen Eifersüchteleien führte. Damals übernahm die Universität Tübingen auf Initiative des früheren Präsidenten Adolf Theis die drei Gebäude des ehemaligen Goethe-Instituts und der ursprünglichen landwirtschaftlichen Berufsfachschule, um sie aus Spendenmitteln des Universitätsbundes zu einem modernen Tagungszentrum umzubauen.

Seitdem finden dort universitäre Kompaktseminare und Doktorandenkolloquien, internationale Tagungen, Symposien aller Art, insbesondere von Sonderforschungsbereichen, Kurse der wissenschaftlichen Weiterbildung, Sprach- und Orientierungskurse für ausländische Austauschstudenten, Veranstaltungen zur berufsbegleitenden Bildungsarbeit von Unternehmen und Verbänden, ja sogar Projektstage von Schulen statt. Ein großer Konferenzsaal und fünf kleine Seminarräume bieten dafür ideale Voraussetzungen – auch für parallele Veranstaltungen. Ein wichtiger Gedanke bei der Gründung des Instituts war die Einsicht in die Notwendigkeit, einen institutionalisierten Ort und Anlass für das interdisziplinäre Gespräch zwischen Geistes- und Naturwissenschaftlern anbieten zu können. Eine Serie von hochkarätigen »Blaubeurer Symposien« war dieser Idee über Jahre gewidmet. Sogar das Schwäbische Tagblatt geriet darüber schon 1992 ins Schwärmen: »Blaubeuren ist ein Spielplatz der Sprachen, ein Garten, in dem von Disziplin zu Disziplin spaziert werden darf.«

Mit etwa 10000 Übernachtungen bei rund 150 Veranstaltungen ist das Tagungszentrum mit 80 Betten Jahr für Jahr weitgehend ausgebucht, und die Pächter, von Anfang an Sophie und Günter Bächtle und dessen Bruder Heinz, sind gut ausgelastet. Sie sind die Seele des Ganzen, davon zeugt das Gästebuch: Fast stereotyp wird darin »das unverschämt gute Essen« gewürdigt. Günter Bächtle, der als 30-Jähriger das Haus übernahm, sieht heute darin seine »Lebensaufgabe«. Er hat schon viele Prominente wie Wolfgang Schäuble, Martin Bangemann, eine ganze Reihe von Ministern und sogar eine iranische Regierungsdelegation begrüßen können.

Den wissenschaftlichen Ertrag der Blaubeurer Veranstaltungen beurteilt der Pächter als sehr gut: »Da ist schon viel zustande gekommen, vor allem wenn abends beim Viertele diskutiert wird.« Dem kann der Wissenschaftler nur zustimmen – stellvertretend für alle der Mathematiker Prof. Rainer Nagel: »Zusammenarbeiten und gemeinsam leben bei optimaler Verpflegung in wunderbarer Umgebung! Ich kenne keine andere Universität, die dies ihren Studenten und Dozenten bietet. Und das bei einem Preis von 60 Mark für die Vollpension. Teilnehmer aus der ganzen Welt, die seit Jahren zu unseren Internetseminar-Workshops ans Fabri-Institut kommen, bestätigen mir dies stets aufs Neue.« In Blaubeuren erreichen die virtuellen Seminare Nagels zu den kompliziertesten mathematischen Themen ihren realen Höhepunkt.

### **Intensiver zusammenarbeiten**

»Die Welt ist in Blaubeuren zu Hause«, sagt denn auch Axel Markert, Dezernent für Internationale Beziehungen, der sehr oft kleinere Konferenzen mit Mitgliedern ausländischer Partnerhochschulen in Blaubeuren durchführt. »Das Heinrich-Fabri-Institut erlaubt eine intensivere Arbeit, als sie in Tübingen möglich wäre, weil man hier nicht in eine Stadt flüchten kann und die Teilnehmer auch in den Pausen und abends zusammen bleiben.«

Und Studierende können schon einmal lyrisch werden, wenn sie im Gästebuch Abschied von Blaubeuren nehmen:

»Das Auge sprüht, die Lippe feuchtet, ein Geist, der sonst im Stillen leuchtet wird hier befruchtet und beflügelt, die alte Scheu wird weggebügelt, des Witzes Schärfe wird erprobt, wird hier getadelt, da gelobt. Und dank des Wirtes gutem Wein, genoss man es, Student zu sein.«

Woher kommt eigentlich der Name Heinrich-Fabri-Institut?

Heinrich Fabri war von 1475 bis 1495 Abt des Klosters Blaubeuren und ganz maßgeblich an der Gründung der Universität Tübingen beteiligt. Er war der päpstliche Bevollmächtigte, der die Genehmigung zur Gründung der Universität in Rom einholte und der Universität die Urkunde überbrachte. Gemeinsam mit dem Universitätsgründer Graf Eberhard im Bart ist er in gleicher Größe auf dem Hochaltar des Klosters abgebildet, einem weltberühmten gotischen Schnitzwerk.

### »Metropole der Eiszeit«

Schon in grauer Vorzeit erlebte die Gegend um Blaubeuren eine erste Blütezeit: In der Eiszeit, vor annähernd 40000 Jahren, besiedelten die ersten Gemeinschaften des *Homo sapiens sapiens* in Mitteleuropa die Höhlen des Aichtals. Entlang der Donau waren sie aus dem Osten in den Bereich der Schwäbischen Alb vorgedrungen und entfalteten hier eine bis dahin einzigartige rasante kulturelle Entwicklung, wenn man so will, die avancierteste Hightech der damaligen Zeit – und dies rund 5000 Jahre vor den weit berühmteren Fundplätzen in Frankreich. Kürzlich bezeichnete eine große deutsche Tageszeitung Blaubeuren als »Metropole der Eiszeit«. Der beste Beleg dafür ist, dass hier die ersten Kunstwerke der Menschheit entstanden, Mensch- und Tierdarstellungen in Elfenbeinschnitzerei. Die Geißenklösterle-Höhle bei Blaubeuren war das erste bekannte Künstler-Atelier. Hier wurden auch das Stein- und Knochenwerkzeugrepertoire und die Schmuckproduktion vervollkommen. Das ganze Leben der Eiszeitmenschen drehte sich um die Jagd auf Ren, Mammut, Wollnashorn, ja sogar Höhlenbären.

Dass man all dies heute weiß, ist eng mit der Universität Tübingen verknüpft: Die Forschungsgeschichte reicht zurück bis zu den urgeschichtlichen Vorgängern von Nicholas Conard, dem heutigen Lehrstuhlinhaber. R. R. Schmidt, Gustav Riek und der Anatom Robert Wetzel knüpften im 20. Jahrhundert an Grabungen des 19. Jahrhunderts an. In den 70er bis 90er-Jahren unternahm Joachim Hahn mit seinen Studierenden und Mitarbeitern vorbildliche und systematische Grabungen. Seit dessen Tod (1997) leiten Nicholas Conard und Hans-Jürgen Uerpman die Ausgrabungen mit internationalen Teams aus über zehn Ländern. Diese jährlichen Kampagnen brachten zum Beispiel erste eindeutige Hinweise auch auf eiszeitliche Höhlenmalerei auf der Schwäbischen Alb.

Inzwischen sind die Forscher in der Hohlefels-Höhle bei Schelklingen in die tieferen und älteren Schichten vorgedrungen. Man erwartet nun spannende Ergebnisse zu der in der Fachwelt hoch kontrovers diskutierten Frage der Begegnung zwischen den bereits ansässigen Neandertalern und den Neuankömmlingen, den »modernen Menschen«.

Am besten informieren kann man sich über die Lebensbedingungen der eiszeitlichen Jäger im Urgeschichtlichen Museum in Blaubeuren, auch dies gewissermaßen eine Außenstelle der Universität Tübingen. Die Stadt Blaubeuren hat die Trägerschaft über das Museum, die wissenschaftliche Leitung liegt beim jeweiligen Inhaber des Tübinger Urgeschichts-Lehrstuhls. Das Museum in seiner heutigen Form konzipiert haben Conards Vorgänger Hansjürgen Müller-Beck und Joachim Hahn. Demnächst wird es vergrößert und erhält einen neuen Schwerpunkt, wie die derzeitige Leiterin Stefanie Kölbl berichtet. Im Obergeschoss wird zukünftig eiszeitliche Kunst mit moderner Kunst kontrastiert, um zu zeigen, wie moderne Kunst sich von archaischer Kunst hat inspirieren lassen. Dazu wird unter anderem ein neuer Raum gestaltet, benannt nach Willy Baumeister (1889-1955), der zu den Ausgräbern um Wetzel gehörte und als einer der wichtigsten süddeutschen Künstler des 20. Jahrhunderts gilt.

Das Museum ist sicherlich eine der touristischen Attraktionen für Besucher des Heinrich-Fabri-Instituts. Weltberühmte Sehenswürdigkeiten sind der Blautopf, von Mörrike besungener Quelltopf eines riesigen unterirdischen Höhlensystems, das vielleicht bis in die Alpen reicht, und das bereits 1085 gegründete Kloster mit seinen zahlreichen erhaltenen Gebäuden. Aber auch an den vielen Fachwerkgebäuden der Stadt und bei Wanderungen zu den Felsenburgen rund um Blaubeuren ist viel zu entdecken. Es gibt Bestrebungen, die Gegend um Blaubeuren zum Weltkulturerbe der UNESCO zu erklären – der Tübinger Universität könnte das nur recht sein.

## *Eduard Spranger-Stiftung gegründet*

Als neue und damit 15. rechtlich unselbständige Stiftung konnte der Universitätsbund am 27. Juni 2001 die Eduard Spranger-Stiftung in seine Obhut aufnehmen, deren Erträge der Förderung der Geisteswissenschaften mit Schwerpunkt Philosophie und Geschichte in Forschung, Lehre und Studium an der Eberhard Karls Universität Tübingen zugute kommen werden. Die volle Förderaktivität wird die Stiftung nach Anfall eines privaten Vermächtnisses entfalten. Ins Leben gerufen wurde die Stiftung von Haide Hess, der Nichte des bedeutenden Philosophen, Psychologen und Pädagogen Eduard Spranger.

Eduard Spranger, geboren am 27. Juni 1882 in Berlin, war seit 1911 Professor in Leipzig, ab 1920 Professor in Berlin. Von 1946 an lebte und wirkte Eduard Spranger in Tübingen, wo er am 17. September 1963 verstarb. Er strebte unter dem Einfluss von Wilhelm Dilthey im Geist eines erneuerten Humanismus und Idealismus eine philosophische Grundlegung der Geisteswissenschaften, eine die Gegenwartssituation erhellende Kulturphilosophie und die Ausbildung einer eigenen, durch die Methode des Verstehens gekennzeichneten geisteswissenschaftlichen Psychologie an. Mit seiner Typologie der Lebensformen gab er auch der Persönlichkeits- und Jugendforschung Anregungen.

Mit der Stiftung möchte Haide Hess nicht nur an einen großen Gelehrten erinnern. Das Beispiel der Stifterin will weitere Personen und Ehemalige ermuntern, durch Spenden und Zustiftungen die Pflege der Geisteswissenschaften und der Philosophie im Besonderen in Forschung, Lehre und Studium an der Universität Tübingen zu fördern.

Die Mittel sollen vor allem eingesetzt werden für die Vergabe von Stipendien an bedürftige und begabte Studierende der Philosophie, die Unterstützung wissenschaftlicher Projekte, Lehrveranstaltungen und Symposien, die Vergabe von Preisen oder Stipendien an Nachwuchswissenschaftler sowie die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses (Doktoranden) durch Druckkostenzuschüsse. Die Stiftung ist offen für Zustiftungen und Spenden, mit denen der Stiftungszweck unterstützt werden kann.

## *Nachrichten aus der Mitgliederversammlung 2001*

Preisträger: Die Attempo-Preise gingen in diesem Jahre an Dr. Carsten Pusch und Dr. Wolfgang Wick, die Laudatio hielt Professor Dr. Johannes Dichgans. Insgesamt 24 Universitätsbundmitglieder wurden vom Vorstandsvorsitzenden des Universitätsbundes, S.K.H. Carl Herzog von Württemberg, für ihre langjährige Mitgliedschaft im Universitätsbund mit der Universitätsbundmedaille ausgezeichnet.

Erhöhung der Mitgliedsbeiträge: Die Mitgliederversammlung setzte die Mitgliedsbeiträge ab 2002 neu fest. Der Vorstand bittet die Mitglieder, dies bei der Überweisung des kommenden Jahresbeitrages zu beachten (Einzelmitgliedschaft 40 Euro, Familienmitgliedschaft 60 Euro, Korporationen/Firmenmitgliedschaft 120 Euro).

Wahlen: Eberhard Reiff, Präsident der Industrie- und Handelskammer Reutlingen, wurde in der Mitgliederversammlung in den Ausschuss der Fördervereinigung gewählt. Heribert Kneer wurde von der Mitgliederversammlung für weitere fünf Jahre zum Geschäftsführer gewählt.

Lucas-Preisverleihung: An die Mitgliederversammlung schloss sich die Dr. Leopold

Lucas-Preisverleihung im Festsaal an. Der Preis wurde dieses Jahr an den Philosophen Prof. Dr. Michael Theunissen vergeben. Die Preisverleihung endete mit einem Empfang im Kleinen Senat.

Brunneneinweihung: Ein gelungener Abschluss des Tages war die von vielen erwartete Einweihung der historischen Brunnen auf dem neu gestalteten Geschwister-Scholl-Platz vor der Neuen Aula. Bilder hierzu kann man auch unter folgender Internetadresse abrufen: [www.uni-tuebingen.de/uni/qvo](http://www.uni-tuebingen.de/uni/qvo)

Nächste Mitgliederversammlung: Als Termin für die Mitgliederversammlung 2002 wurde Dienstag, der 14. Mai beschlossen. Die Einladung mit Tagesordnung ergeht Ende April 2002.

HK

#### **Neu im Unibund**

**Sarah Adler, Tübingen Judith Baiker, Tübingen Judith Bentele, Tübingen Prof. Dr. Ernst Biekert, Limburgerhof Gretel Bischoff, Lichtenstein Martin Cahn, Tübingen Britta Dorn, Tübingen Sören Dumblus, Ulm Kerstin Eberle, Tübingen Anja Birgit Ehinger, Tübingen Margret Fetzer, Tübingen Timo Gottschalk, Tübingen Marc Grunwald, Tübingen Haide Hess, Alpirsbach Robert Jung, Dettenhausen Paul Kaiser, Erlenbach Anna Kessler, Tübingen Susanne Kienle, Tübingen Fritz Kleinmann, Sigmaringen Wolfgang Knaak, Reutlingen Andreas Liener, Bisingen José Lull-Garcia, Gandia/Valencia Nikola Maier, Immenhausen Hanspeter Mallot, Tübingen Marlene Müller, Tübingen Lars Nissen, Tübingen Dr. Petry GmbH, Reutlingen Siegbert Rieg, Tübingen Alexander Schaum, Tübingen Heinrich Schmid GmbH & Co. KG, Reutlingen Elisabeth Schmidt, Tübingen Ralf Schneider, Tübingen Eva-Maria Setzer, Hildrizhausen Sebastian Seyrich, Tübingen Clemens Spahr, Tübingen Jennifer Spohr, Tübingen Georg Steffens, Tübingen Prof. Dr. Hermann und Gisela Stegemann, Braunschweig Farida Stickel, Tübingen Gundula Straub, Tübingen Annette Vaas, Tübingen Mirjam Wieland, Tübingen**



Jörg Baten wurde zum Sommersemester auf die C4-Professur für Wirtschaftsgeschichte an die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät als Nachfolger von Prof. Ullmann berufen. Geboren wurde Baten 1965 in Hamburg, das Studium der Wirtschafts- und Sozialgeschichte führte ihn nach Freiburg, wo er 1991 mit dem Magister Artium abschloss. 1997 promovierte er an der Universität München im Rahmen eines DFG-Projekts über »Ernährung und wirtschaftliche Entwicklung in Bayern, 1730 bis 1880«.

Seine Habilitationsschrift galt dem Thema »Gründung, Produktivität und Erfolg von kleinen und großen Unternehmen in Deutschland, 1880 bis 1914«. Den Lehrstuhl für Wirtschaftsgeschichte hat er schon im Wintersemester 2000/2001 vertreten. Forschungsschwerpunkt von Jörg Baten ist die vergleichende Erforschung des biologischen Lebensstandards im Verlauf der Geschichte und zwischen

den Nationen. Hierzu wird er im Rahmen des Sonderforschungsbereichs »Kriegserfahrungen« ein Projekt über die regionalen Unterschiede zwischen Deutschland, Polen und der Tschechoslowakei durchführen. Ein zweiter Schwerpunkt ist die historische Unternehmensforschung während der ersten Globalisierungsphase vor dem ersten Weltkrieg.

---



Seit Anfang des Jahres hat Thomas Ziegler die C4-Professur für Organische Chemie als Nachfolger von Prof. Michael Hanack inne. Er wurde 1956 in Stuttgart geboren und studierte dort bis zur Promotion Chemie. Ein Auslandsjahr führte ihn 1988 ans National Institute of Health in Bethesda, Maryland. Danach habilitierte er sich in Stuttgart über »Synthese von Pyrovactacetal-enthaltenden Oligosacchariden«.

Als Hochschuldozent wirkte er weiter an der Universität Stuttgart, bevor er 1996 als C3-Professor nach Köln berufen wurde. Sein Hauptarbeitsgebiet ist die Kohlenhydratchemie, wobei er durch chemische und enzymatische Synthese von Sacchariden die Mechanismen von Zellerkennung, Immunreaktion

und bakteriellen Infektionsmechanismen über Kohlenhydratstrukturen an der Oberfläche von Zellen untersucht. Die Synthese von Kohlenhydraten und Glykokonjugaten ist dabei auch für die Herstellung neuer künstlicher Impfstoffe wichtig.

---



Neuer C4-Professor für Augenheilkunde und neuer Ärztlicher Direktor der zusammengelegten Abteilungen Augenheilkunde I und III an der Augenklinik ist seit Januar 2001 Karl Ulrich Bartz-Schmidt. Er wurde 1960 in Lahnstein geboren und studierte an der Universität Mainz Humanmedizin. Nach der Promotion (1989) bildete er sich zum Facharzt für Augenheilkunde weiter und wurde 1992 Oberarzt an der Universität Köln. 1997 habilitierte er sich über »Topographie des Sehnervenkopfes beim chronischen Glaukom«. Das wissenschaftliche Interesse von Bartz-Schmidt gilt der Zusammenführung von Grundlagenforschung und klinischer Tätigkeit. Dabei plant er u. a. Projekte zur Behandlung der altersabhängigen Makuladegeneration und der somatischen Genterapie zur Behandlung dystropher und degenerativer Netzhauterkrankungen.

---



Als Nachfolger von Prof. Jürgen Apitz übernahm Michael Hofbeck im vergangenen Sommersemester die C4-Professur für Kinderheilkunde an der Medizinischen Fakultät und wurde Ärztlicher Direktor der Abteilung für Kinderkardiologie am Universitätsklinikum. 1956 in Nürnberg geboren, studierte Hofbeck an den Universitäten Regensburg und Erlangen-Nürnberg Medizin, wo er 1982 auch seine Promotion ablegte. Thema seiner Dissertation war die Pulmonalatresie, ein angeborener Herzfehler, bei dem die Verbindung zwischen der rechten Herzkammer und der Lungenschlagader nicht richtig ausgebildet ist. An der Klinik mit Poliklinik für Kinder und Jugendliche der Universität Erlangen-Nürnberg machte Hofbeck bis 1989 Weiterbildungen zum Kinderarzt und Kinderkardiologen. Eine »Clinical Fellowship« führte ihn von 1989 bis 90 an die Kinderklinik der Universität im kanadischen Toronto. 1993 habilitierte sich Hofbeck

an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg für das Fach Kinderheilkunde, wo er vor

seiner Berufung nach Tübingen in der Kardiologischen Abteilung der Klinik mit Poliklinik für Kinder und Jugendliche als Oberarzt tätig war.

---



Im Juni 2001 hat Hans Reinhard Seeliger den Lehrstuhl für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Christliche Archäologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät übernommen (Nachfolge Prof. Vogt). Seeliger wurde 1950 in Oberhausen geboren und studierte in Augsburg und Münster Katholische Theologie. Im Rahmen eines DFG-Projekts beschäftigte er sich mit römischen Katakombenmalereien. Nach der Promotion (1980) wirkte er als Lehrbeauftragter an der Universität Frankfurt und als Hochschulassistent an der Universität Mainz. 1986 wurde er als Professor für Katholische Theologie/Historische Theologie an die Universität-Gesamthochschule Siegen berufen. In der Forschung plant Hans Reinhard Seeliger ein archäologisches Repertorium der antiken Bischofssitze. Daneben wird er eine zweisprachige kommentierte Ausgabe altchristlicher Mär-

tyrerakten herausgeben.

## Impressum

### Gedruckte Ausgabe:

atempto! ist die Zeitschrift der Eberhard-Karls-Universität Tübingen und der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e. V. (Universitätsbund). Sie wird herausgegeben vom Rektor der Universität.

Erscheinungsweise: zweimal jährlich, jeweils in der ersten Semesterwoche

Die Web-Ausgabe der atempto! wird zeitgleich mit Erscheinen der gedruckten Ausgabe ins Netz gestellt, unter folgender Adresse:

<http://www.uni-tuebingen.de/uni/qvo/>

Redaktion: Michael Seifert (MS, verantwortlich), Janna Eberhardt (JE), Gabriele Förder (FÖR), Maximilian von Platen (MvP), unter Mitarbeit von Ulrike Grünekle (UG) und Uta Müller-Koch (Praktikantinnen).

Adresse: Wilhelmstr. 5, 72074 Tübingen,  
Tel.: (0 70 71) 29-7 67 89, Fax: (0 70 71) 29 - 5566,

e-mail: michael.seifert [at] uni-tuebingen.de

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Jürg Häusermann, Frido Hohberger, Prof. Dr. Herbert Klaeren, Prof. Dr. Joachim Knape, Dietmar Koch, Sigi Lehmann.

Web-Seitengestaltung: Barbara Kalb

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers und der Redaktion wieder.